

# Marxistischer Feminismus

Ausgabe Nr. 34, 06. Januar 2015



Marxistischen Feminismus halten viele Feministinnen für ein Relikt aus der Vergangenheit oder eine Unmöglichkeit angesichts der damit verbundenen, traditionellen Unterordnung feministischer Belange unter den sogenannten Hauptwiderspruch. Diese Vorstellung besagte, dass es einen zentralen gesellschaftlichen Widerspruch gebe, eben den Hauptwiderspruch, der zwischen Kapital und Arbeit verlaufe. Alle anderen zur Kenntnis genommenen Widersprüche – zwischen Schwarzen und Weißen, Frauen und Männern – erledigten sich in diesem Denken mit der Abschaffung des Kapitalismus quasi von selbst. Unter anderem auf diese Unterordnung nahm 1979 Heidi Hartmann ironisch Bezug, als sie schrieb, dass Marxismus und Feminismus eine „unglückliche Ehe“ führten. Die Degradierung der Belange von Frauen zum Nebenwiderspruch wurde von Seiten ebendieser jedoch nicht hingenommen. In Folge brachten marxistische Feministinnen eigene Analysen zum Verhältnis von Kapitalismus und Patriarchat und Theorien voran.

Die meisten aktuellen arbeitsbezogenen feministischen Debatten – etwa um die Delegation von Fürsorgearbeit an alle, insbesondere aber an migrantische Frauen, oder um die Stellung von Frauen auf dem Arbeitsmarkt – sind direkt mit Erkenntnissen und Debatten marxistischer Feministinnen verbunden. Sie spielen dennoch keine prominente Rolle innerhalb der deutschsprachigen feministischen Debatte. Das vorherrschende Verständnis von Geschlechterverhältnissen als Problem von „Geschlechternormen, von Rollenverhalten und Geschlechterstereotypen“, so argumentiert unter anderem Tove Soiland, verunmögliche den Blick auf das Verhältnis von Ökonomie und Geschlecht.

Wir haben uns also gefragt: Welche marxistisch-feministischen Debatten gibt es, und welchen Einfluss hatten sie auf feministische und marxistische Theoriebildung? Wie sind diese Debattenbeiträge aus heutiger Sicht zu bewerten, und welche Elemente von damals finden sich in den Diskussionen um das Schlagwort „Care“? Warum ist es notwendig oder nicht notwendig, heute eine „Care-Revolution“ zu fordern statt „Lohn für Hausarbeit“?

Die von Feministinnen initiierte Hausarbeitsdebatte suchte die Grundlage für Herrschaft nicht mehr nur in den Betrieben und Fabriken, sondern auch im Bereich der unbezahlten Arbeit, der Hausarbeit, aber auch, wie eine Gruppe Bielefelder Feministinnen argumentierte, der Subsistenzarbeit. Mariarosa Dalla Costa argumentierte, dass die Frage, wer die Arbeitskraft reproduziert – wer also kocht, tröstet, putzt oder Kinder erzieht – eine politische und ökonomische Frage sei. Die Reproduktion der Arbeitskraft, so Dalla Costa, sei die Grundlage für die Produktion, die schließlich darauf angewiesen ist, dass Menschen ihre Arbeitskraft verkaufen können.

Provozierend auf einen – zwar immer kleiner werdenden Teil von Marxisten – wirkt heute wie damals die Einsicht, die Bettina Haidinger und Käthe Knittler im Einführungsband „Feministische

Ökonomie“ formulieren: „Fest steht, dass Marx sich um diese Fragen nicht gekümmert hat.“ Stehen Marxismus und Feminismus also weiterhin in einem Spannungsverhältnis, das den Vergleich mit einer unglücklichen Ehe rechtfertigt? Wir hoffen, dass viele unserer Leser\_innen die Antwort auf letztere Frage für sich nach dem Lesen mit „Nein“ beantworten können.

# Die Entstehung des kapitalistischen Patriarchats



© Silvia Federici

## Interview mit Silvia Federici

*Silvia Federici ist feministische Aktivistin und Wissenschaftlerin. Sie ist Autorin der Bücher „Caliban und die Hexe“ und „Aufstand aus der Küche“. Wir veröffentlichen im Folgenden eine Übersetzung des gekürzten Interviews, das das Magazin The North Star 2014 mit ihr führte.*

**The North Star:** Kannst du uns ein bisschen etwas über dich erzählen? Wie kamst du dazu, dich an feministischen Kämpfen zu beteiligen und Autorin zu werden?

**Silvia Federici:** Ich wurde in den 1970ern Teil der Frauenbewegung, da ich wie viele Frauen meiner Generation die Frustration teilte, ein Leben vor mir zu haben, das der Hausarbeit gewidmet ist. In den späten 1960er Jahren kam ich in die Vereinigten Staaten, um an meiner Dissertation zu arbeiten. Ich engagierte mich in der Student\_innenbewegung und der Antikriegsbewegung und war davon frustriert, dort in einem stark männlich dominierten Umfeld zu sein.

Die Wurzeln meines feministischen Engagements reichen aber tiefer. Ich wuchs im Nachkriegs-Italien auf, die Auswirkungen des Krieges waren für die Erzeugung einer Unzufriedenheit in Bezug auf Reproduktion sehr wichtig. Der Gedanke, Mutterschaft zu idealisieren, wie es unsere Mütter taten beziehungsweise wie es von ihnen erwartet wurde, war vor dem Hintergrund des Massensterbens im Zweiten Weltkrieg ein sehr befremdlicher.

Und dann war Italien natürlich eine sehr patriarchale Gesellschaft. Der Einfluss des Faschismus war sehr stark und zeichnete sich durch eine Glorifizierung von Mutterschaft und ein aufopferungsvolles Bild von Weiblichkeit aus: Die Frau ist diejenige, die sich für das Allgemeinwohl aufopfert. Alle diese Faktoren waren relevant für meine unmittelbare Begeisterung für die Frauenbewegung.

**TNS:** Eine Sache, die wir dich fragen möchten, hat damit zu tun, dass es sehr wenige radikal-feministische Ökonom\_innen oder marxistische Denker\_innen gibt, die sich vornehmlich mit der von Frauen geleisteten Arbeit auseinandersetzen. Du bist bekannt für dein Streiten für „Lohn für Hausarbeit“, also haben wir gehofft, dass du uns diese Auseinandersetzung und ihre Wichtigkeit erklären kannst.

**SF:** 1972 hatte ich einen Artikel einer italienischen Feministin, Maria Dalla Costa gelesen, „Die Macht der Frauen und der Umsturz der Gesellschaft“. In diesem Artikel legte Dalla Costa eine Analyse von Hausarbeit vor, die sofort viele der Fragen, die ich mir selbst stellte, beantwortete. Entgegen der gesamten Darstellung von Hausarbeit in radikaler und liberaler Literatur konstatierte sie, dass Hausarbeit, häusliche Arbeit und der ganze Komplex von Tätigkeiten, die unser Leben reproduzieren, tatsächlich grundlegend für die kapitalistische Organisation von Arbeit sind. Diese Arbeit produziert nicht nur Mahlzeiten und saubere Wäsche, sondern reproduziert die Arbeitskräfte und ist deshalb in gewisser Weise die produktivste Arbeit im Kapitalismus. Ohne diese Arbeit können keine anderen Formen der Produktion stattfinden.

Dieses Argument beeindruckte mich ungemein, und im Sommer 1972 reiste ich nach Italien, um Dalla Costa zu treffen und wirkte an der Gründung des International Feminist Collective mit, das die Kampagne „Löhne für Hausarbeit“ startete. „Löhne für Hausarbeit“ war wirklich die

Übersetzung dieser Analyse in die Praxis, die im Grunde genommen die Entwertung, der Hausarbeit im Kapitalismus unterworfen war, und die Unsichtbarkeit der Arbeit als Produkt der fehlenden Entlohnung von Hausarbeit erkannte.

Zu dieser Zeit war die „Lohn für Hausarbeit“-Kampagne unter Feministinnen sehr unpopulär, uns wurde vorgeworfen, die Frauen in den häuslichen Bereich zu verweisen. Aber ein Zweck der Kampagne war es, Hausarbeit sichtbar zu machen, um im öffentlichen Bewusstsein umzudefinieren, was diese Arbeit ist. Wir wollten zeigen, dass es eine zentrale, lebenswichtige Arbeit ist und kein persönlicher Dienst an Männern und ihren Kindern. Die Forderung besaß auch eine wichtige ökonomische Dimension, insofern sie deutlich machte, wie viele Frauen in die Abhängigkeit von Männern gezwungen wurden, weil ihre Arbeit nicht bezahlt wurde. In diese Arbeit waren Machtbeziehungen eingeschlossen, weil Frauen zum Beispiel Gewaltbeziehungen wegen ihrer ökonomischen Abhängigkeit nicht beenden konnten.

Diese Nicht-Entlohnung, dieser Zustand, nicht entlohnt zu werden, verfolgte Frauen, wohin immer sie auch gingen, sogar wenn sie einem Job außerhalb des Zuhauses nachgingen. Wir sahen, dass das Muster, dass Frauen ihre Lebenszeit darauf verwendeten, ohne Entlohnung zu arbeiten, zweifellos der Kern der Zustände war, die sie vorfanden, wenn sie außerhalb des Hauses arbeiteten: Sie waren unterbezahlt, und die meisten Arbeiten, die Frauen fanden, stellten schlicht Ausläufer der Hausarbeit dar.

Wir sahen unsere Forderung nie als Endpunkt, sondern als Nivelliergerät, um die Machtbeziehungen zwischen Frauen und Männern und Frauen und Kapital zu ändern. Sie beinhaltete eine umfassende Analyse des Themas Lohn: Was ist Lohn? Das brachte uns weit über Marx hinaus.

Für Marx verschleiert der Lohn die unbezahlte Arbeit, die Arbeiter\_innen erbringen. Was Marx jedoch nicht sieht, ist, wie der Lohn genutzt wurde, um Hierarchien zu organisieren, die die Arbeit spalten, sowohl in Bezug auf Geschlecht als auch hinsichtlich rassifizierter Hierarchien.

Wir betrachteten „Lohn für Hausarbeit“ als die ungerechte, ungleiche sozial-geschlechtliche Arbeitsteilung grundlegend destabilisierend und untergrabend. Im gewissen Sinne erfüllte es dieselbe Funktion, die die Revolte gegen die Sklaverei erfüllt hatte. Wir sagten immer, dass es einen wichtigen Unterschied zwischen dem Kampf der Sklav\_innen für die Bezahlung ihrer Arbeit und dem Kampf der Arbeiter\_innen für höhere Löhne gibt. Die Forderung „Lohn für Hausarbeit“ enthüllt eine ganze soziale Architektur, die extrem wirksam darin war, die Spaltung zwischen Menschen zu erhalten und einem Teil von ihnen eine riesige Menge unbezahlter Arbeit zuzumuten.

Das waren Ziel und Argumentation der Kampagne, die, wie ich erwähnt habe, von vielen Teilen der Frauenbewegung abgelehnt wurde. Aber in letzter Zeit habe ich eine Veränderung festgestellt, und eure Frage reflektiert, dass es ein neues Interesse gibt, von dem ich denke, dass es damit zu tun hat, dass dreißig Jahre später die trügerische Hoffnung der Frauenbewegung hinsichtlich der emanzipativen Kraft von Lohnarbeit außer Haus stark abgenommen hat.

**TNS:** Wenn man die ersten Essays in „Revolution at point zero“ liest, erweist sich deine Art, über Reproduktion zu sprechen, wirklich als sehr erhellend: das Aufzeigen dessen, was das Arbeitsverhältnis daran ist, dass es tatsächlich eine Form wertvoller Arbeit ist und die Forderung „Lohn für Hausarbeit“ als Werkzeug zur Enthüllung all dessen zu gebrauchen.

**SF:** Ja! Eigentlich habe ich das Eröffnungs-Essay des Buches „Lohn gegen Hausarbeit“ genannt, weil uns sehr klar war, dass Lohn für Hausarbeit gleichzeitig Lohn gegen Hausarbeit bedeutet. Frauen, die gegen Hausarbeit revoltierten, litten unter immensen Schuldgefühlen. Sie haben sich selbst nie als kämpfende Arbeiterinnen gesehen. Auch ihre Familien oder ihr Umfeld haben sie nicht als Arbeiterinnen im Kampf gesehen wenn sie diese Verpflichtungen verweigerten, sondern

als schlechte Frauen. So sehr war das naturalisiert. Du wurdest nicht als Arbeiterin gesehen, du wurdest nur betrachtet als eine Frau, die ihrem natürlichen weiblichen Schicksal gerecht wird. Lohn für Hausarbeit bedeutete für uns, die Nabelschnur zwischen uns und der Hausarbeit zu durchtrennen.

**TNS:** Um bei der ökonomischen Bedeutung von Hausarbeit zu bleiben: Viele Leute würden behaupten, die kapitalistische Produktionsweise besteht darin, an einen Arbeitsplatz zu gehen, die eigene Arbeitskraft zu verkaufen und Lohn zu erhalten – und das ist dann Kapitalismus. Hausarbeit fällt aus diesem Rahmen. Wie würdest du auf diese Darstellung antworten?

**SF:** Ich bin absolut anderer Meinung! Tatsächlich ist das der Grund, warum ich mit der historischen Arbeit begann, deren Ergebnis „Caliban und die Hexe“ war. Ich wollte ebenso eine historische wie eine theoretische Grundlage haben, um sagen zu können, dass Hausarbeit kein Vermächtnis oder ein Überbleibsel eines vorkapitalistischen Zeitalters war, sondern eine bestimmte Art von Tätigkeiten, wobei die mit diesen Tätigkeiten verbundenen sozialen Beziehungen durch den Kapitalismus errichtet wurden. Mit anderen Worten: Es war eine neue Art von Tätigkeiten.

Meine Arbeit zielte darauf ab, zu zeigen, wie der Kapitalismus die Figur der Hausfrau erschuf. Offensichtlich antwortete er zu unterschiedlichen historischen Zeitpunkten auf unterschiedliche Anforderungen, aber im 16. bis 17. Jahrhundert begann die Ausdifferenzierung von Tätigkeiten, so dass mit dem Beginn der Marktwirtschaft nur ein paar als Arbeit anerkannt wurden. Nur Lohnarbeit wird gewürdigt und lohnförmige reproduktive Tätigkeiten verschwinden langsam. Das ist der erste fundamentale, grundlegende Schritt.

Aber natürlich kann man dann im Verlauf des darauffolgenden Jahrhunderts und insbesondere im 19. Jahrhundert eine Reihe von sehr spezifischen Strategien feststellen. In „Caliban“ weise ich darauf hin, dass mit dem 17. Jahrhundert Frauen in Europa von den meisten Berufen, denen sie außerhalb des Hauses nachgingen, ausgeschlossen worden waren. Im Mittelalter wurden sie aus den Zünften ausgeschlossen, die in etwa den Arbeiter\_innenorganisationen von heute entsprachen. Bald konnten sie nur noch Arbeiten nachgehen, die Formen von Hausarbeit waren, als Krankenpflegerinnen, Ammen, Dienstmädchen, Wäscherinnen, etc. Im Verlauf des 16. und 17. Jahrhunderts kann man diese Entstehung einer neuen Arbeiterin, die zunehmend unsichtbar gemacht wird, in ihren konkreten historischen Formen sehr anschaulich erkennen.

Ab der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts erkennen wir einen sehr entschlossenen Aufbau der Vollzeit-Hausfrau aus der Arbeiterklasse. Das beweist eine ganze Reihe an Politiken, angefangen mit dem „Familienlohn“, dem Ausschluss von Frauen aus den Fabriken durch verschiedene Schutzgesetze, der Institution des Ehegesetzes. Das ist eine sehr lange Geschichte, aber was klar ist, ist, dass Hausarbeit eine Arbeit ist, die unter die kapitalistische Organisation von Arbeitskraft subsumiert wurde.

Tatsächlich ist sie der Teil des Fließbandes, der die Arbeitskraft produziert. Marx spricht von der Reproduktion des Arbeiters, aber er spricht davon in einer seltsamen Weise. Für Marx vollzieht sich die Reproduktion des Arbeiters durch den Lohn und durch den Erwerb von Waren mittels des Lohns. Der Arbeiter konsumiert die Waren. Im Grunde genommen benutzt er den Lohnscheck, um Essen und Kleidung zu kaufen, konsumiert diese Ware und reproduziert sich so selbst. Es gibt keine Spur irgendeiner anderen Arbeit in dem Bild, das Marx vermittelt.

Ich habe dieses Phänomen immer damit erklärt, dass die Zeit, zu der Marx schrieb, einen Moment in der Entwicklung des Industriekapitals darstellt, in dem eine maximale Beschäftigung von Frauen, insbesondere jüngerer Frauen, in den Fabriken existiert. Vielleicht sah Marx diese Industrialisierung der weiblichen Arbeiterschaft, zumal in der ersten Phase der industriellen Entwicklung Reproduktionsarbeit extrem reduziert stattfand; das ist eine Erklärung, die ich für dieses Missverständnis habe. Offensichtlich ist aber weitaus mehr für die tagtägliche und generationsübergreifende Reproduktion der Arbeitskraft notwendig. Beginnend mit 1860 war dies

Arbeit, die zweifellos Frauen zugewiesen wurde.

Ab der Jahrhundertwende und später mit dem Ersten Weltkrieg erfolgt eine konzertierte Produktion der Hausfrau, und Hausarbeit wird zum Objekt einer Wissenschaft. Eine Wissenschaft, die jedem Mädchen in den Schulen gelehrt wird, und es wird eine ideologische Kampagne in Gang gesetzt, die das Zuhause in ein Zentrum der Produktion und Reproduktion der Arbeitskraft verwandeln soll. Die Behauptung, dass Hausarbeit unbedingt notwendig für den Prozess der Inwertsetzung von Kapital ist, besitzt eine sehr starke historische Grundlage.

**TNS:** Eine große Rolle spielt, dass viele Marxist\_innen an der Werttheorie als wichtigem Bestandteil für Analyse und Kritik des Kapitalismus festhalten. Wenn man über Reproduktion spricht, findet man im ersten Band des Kapitals nur ein paar vage gehaltene Seiten, die diesem Thema gewidmet sind, und in etwa sagen, dass jede Reproduktion wiederum Produktion ist. Liegt deinem Streiten für Löhne für Hausarbeit eine entsprechende Werttheorie zu Grunde? Etwas, das es ermöglicht, den Beitrag von Frauen zur Mehrwertproduktion zu verstehen?

**SF:** Die Produktion des Mehrwerts ist ein soziales Produkt. Es ist niemals das Produkt einer bestimmten Tätigkeit oder Person. Das ist etwas aus Marx' Arbeit, das sehr wichtig ist und gültig bleibt. Im Kapitalismus ist Wertproduktion niemals das Produkt eines bestimmten Ortes, sondern sozial bedingt. Mit anderen Worten gibt es ein ausgedehntes soziales Fließband – im übertragenen Sinne –, das notwendig für die Mehrwertproduktion ist. Mehrwert realisiert sich natürlich nur durch den Verkauf der Arbeitsprodukte. Wenn du eine Fabrik besitzt, die Dutzende Autos produziert, und diese Autos nie verkauft werden, wird auch kein Mehrwert realisiert.

Was ich hier behaupte ist, dass die Tätigkeiten, durch die Lohnarbeiter\_innen reproduziert werden, Teil dieses sozialen Fließbandes sind: Sie sind ein Teil des sozialen Prozesses, der der Mehrwertproduktion zugrunde liegt. Auch wenn wir keine direkte Beziehung zwischen dem, was in einer Küche passiert, und der Realisierung von Mehrwert, zum Beispiel durch den Verkauf eines Autos oder irgendeines anderen Produkts, aufzeigen können, sehen wir deutlich den sozialen Charakter der Mehrwertproduktion, eine soziale Fabrik, die über die Fabrik selbst hinausreicht. Eine längere englischsprachige Fassung dieses Interviews erschien im Februar 2014 bei The North Star, online einsehbar [hier](#). Aus dem Englischen übersetzt von Andrea Strübe und Hannah Schultes.

**Zitathinweis:** kritisch-lesen.de Redaktion: Die Entstehung des kapitalistischen Patriarchats. Erschienen in: Marxistischer Feminismus. 34/ 2015. URL: <https://kritisch-lesen.de/c/1254>. Abgerufen am: 02. 01. 2019 15:12.

# Marxismus-Feminismus – eine unvollendete Aufgabe



## Essay von Frigga Haug

*In ihrem Essay blickt die Soziologin Frigga Haug auf das Verhältnis von Marxismus und Feminismus, die Vier-in-einem-Perspektive und die Fäden des Herrschaftsknotens.*

Essay von [Frigga Haug](#)

Fast 40 Jahre schlage ich mich mit diesem Thema herum – mal mit vielen Mitstreiterinnen, mal fast allein im eigenen Land, aber gehalten durch internationale Bande. Eigensinnig auf der Spur, die fantastischen Denkwerkzeuge, die Marx uns hinterließ, für die Wahrnehmung und Selbstwahrnehmung, Erkundung und Veränderung der Stellung und Lage von Frauen einzusetzen und dafür umzuformen, wo nötig. Der Weg ist notwendig verschlungen und so unbescheiden wie dienend. Es ist kein Weg, auf dem gesellschaftliche Anerkennung, Karriere, Reichtümer winken. So ist es fast so etwas wie eine Besessenheit, allerdings ohne das Düstere solcher Haltung und ohne Gefangennahme durch sie. Es ist der Eigensinn, den die Suche nach Wahrheit braucht, die dabei zugleich weiß, dass selbst Wahrheit nichts ist, das schon wie ein Schatz auf uns wartet und nur noch gefunden werden muss, wie in Abenteuergeschichten. Es dauerte wiederum Jahrzehnte, bis die Erkenntnis gewachsen ist, dass die Vorstellung, das Ziel, den Zusammenhang, in denen Frauenbenachteiligung sich fortzeugt, so zu durchdringen, bis Änderung möglich ist, selbst eine eigentümliche Annahme von Weg und Ziel birgt.

Beginnen wir von vorn. Marxismus-Feminismus, das hört sich veraltet an und ist zugleich doch ganz aktuell. Es ist zunächst vor allem ein ganz sperriges Vorhaben. Beide Substantive müssen angeeignet werden, bevor man sie zusammenfügt mit einem unschuldigen Bindestrich. Aber selbst das ist schon so gesprochen, als könne man einfach daherkommen, diese beiden Denk- und Praxsbereiche greifen und in eigenen Besitz bringen, um sie zusammenzuzwingen. Angesichts der Geschichte beider, - wobei die des Marxismus selbst zwar jung ist – weniger als 150 Jahre sind seit Marx Tod vergangen – und Feminismus es erst vor 50 Jahren in die Wörterbücher geschafft hat als Marginalie, - erkennt man schnell, dass sie ganz ungleiche Geschwister sind. Und dennoch: Es eint sie der kategorische Imperativ aus dem Kommunistischen Manifest: „alle Verhältnisse umzustürzen, in denen der Mensch ein erniedrigtes, ein geknechtetes, ein verlassenes, ein verächtliches Wesen ist“. In der Perspektive kann man sich einfinden, können es alle Frauen – aber der Weg ist ein einziges Hindernisrennen. Je weiter man voranschreitet, desto höher türmen sich die Blockaden. Kurz, man kann damit beginnen, sich Marxismus anzueignen, auch als Frau. Da sind die blauen Bücher ein schier unendlicher Stoff zum Lesen und Begreifen. Versucht man, ihn sich anzumessen, wird er bei jedem Studium ein anderer. Mal zu eng, mal zu weit, kurz die wirkliche Aneignung beginnt in einer Änderungsschneiderei. Da hat man schon begonnen, sich als Feministin zu erinnern, also den Standpunkt von Frauen als einen besonderen zu besetzen, der allgemein werden will, also unverschämt sich als wesentlich zur Einmischung zu nutzen. Jetzt befindet man sich noch keineswegs im Besitz von auch nur einer der beiden theoriegeladenen Bereiche, da ist man schon mitten im Streit. Selbst unsicher und tastend. Kurz bevor man resigniert den Rückzug



antritt, blitzt Erkenntnis auf: Es ist ja genau dieser Prozess der Aneignung beider, der das so ferne Ziel mit Inhalt füllt. Denn beide müssen unaufhörlich umgearbeitet werden und in dieser Veränderung erst werden als Zusammengefügt.

Feministisches Bewusstsein beginnt mit dem Zweifel, nicht gemeint zu sein. Zweifel an sich selbst, Angst, nicht normal zu sein. Nicht, wenn von Arbeit gesprochen wird, nicht einmal, wenn vom Menschen die Rede ist. Man hat gelernt, der Mensch unterscheidet sich vom Tier durch Werkzeugherstellung, dann durch Sprache. Es gab eine Anstrengung in den anfänglichen Zeiten der Frauenbewegung, den einen Mangel, dass Werkzeugherstellung wohl eine männliche Sache war und ist, zu bereinigen, indem man auch dies für Frauen nachzuweisen suchte. Um passende Sprache wird bis heute gerungen. Viele Wege wurden anfänglich gesucht, aus der Ecke herauszukommen, in die die Frau als weniger wichtiges Wesen verwiesen war. Ich erinnere die endlosen frustrierenden Diskussionen am Mittag in der Mensa, am Abend in Kneipen. Gab es nicht auch Dichterinnen, wenn schon kaum Musikerinnen? Waren Physik und Chemie wirklich ganz unbeweidetes Land – außer Lise Meitner, die einem glücklich noch einfällt? – Aber irgendwann richtet sich auch der kleinmütige Zweifel auf und entdeckt das nicht für wahr Gehaltene, dass tatsächlich die Geschichte der Frauen, die selbstbewusst aufzuarbeiten wäre, kaum irgendwo aufgehoben ist. Ein blinder Fleck. „Verächtliche, geknechtete, verlassene Wesen“, aber selbst hier steht die Knechtsgestalt noch im Wort vorm Begreifen, wie anders Mägde in die Geschichte eingelassen sind.

In dem kurzen Jahrzehnt von Frauenbewegung wurde Vieles aufgearbeitet und selbst dann weiter geforscht, als die Bewegung als eine von Massen zum Stillstand kam. Stufe um Stufe wird marxistischer Feminismus als Aufgabe angenommen. Er hat es unternommen, die soziale Revolution, die im Marxismus begann, noch einmal zu revolutionieren, indem Befreiung wirklich allgemein werden sollte. Es geht nicht allein um die Arbeit der Werkzeugherstellung, auch nicht nur um Produktion in der Form der Erwerbsarbeit, es geht um die gleichzeitige Eröffnung eines guten Lebens für alle, in dem der Mensch – gleichgültig welchen Geschlechts – sich allgemein so betätigt, dass er selbst sich entwickelt, seine Möglichkeiten erkundet und entfaltet und zum gesellschaftlichen Wesen erst wird; der Mensch wird erst, indem er die brutalen Formen aus der Tierwelt, der er entspringt, umarbeitet, sodass, wie Marx dies spricht, er in seinem individuellsten Dasein Gemeinwesen wird. Das bezieht sich auf die Verhaltensweisen der Menschen zueinander, die Sorge um die anderen, um die Besorgung des zum Leben Notwendigen und die Gestaltung der Gesellschaft, also Einmischung ins Politische.

Wir nennen dies die „Vier-in-einem-Perspektive“. Bevor wir dies so schlicht und selbstverständlich sprechen können, war eine wesentliche Verschiebung zu leisten. Es musste ein Weg gefunden werden, das Rätsel zu lösen, wie die verschiedenen Herrschaftsarten, die der kapitalistischen Profitmacherei, also die des Kapitals über die Lohnarbeit, und die sehr viel ältere, die der Männer über Frauen zusammenhängen, ineinander wirken. Die Versuche, Kapitalismus und Patriarchat als Dualwirtschaft zu konzipieren, also eine Koexistenz zweier ungleichzeitiger Herrschaftsverhältnisse zu denken, waren nicht wirklich überzeugend. Dies vor allem deswegen nicht, weil ganz unübersehbar war, dass sich Frauenunterdrückung oder zumindest ihre Marginalisierung auf allen Ebenen von Wissenschaft, Ideologie, Moral, Symbolen und Sprache fand, kurz, dass sich überhaupt kein gesellschaftlicher Bereich ohne Praxen fand, die das Weibliche nicht als unwesentlich ins Abseits schoben. Die Lösung für dieses Rätsel ist: Geschlechterverhältnisse selbst als Produktionsverhältnisse zu denken. Von Anfang an geht es um zwei Produktionen, die des Lebens und die der Mittel zum Leben. Während bei der Produktion der Mittel zum Leben Fortschritte als Entwicklung der Produktivkräfte vorangetrieben werden, kurz Arbeit eingespart werden kann, ist dies bei der Produktion des Lebens im weiteren Sinn nicht der Fall. Indem so auf der einen Seite Fortschritt und Zeiteinsparung und Reichtum möglich werden, wird es auch dieser Bereich, der in den letzten beiden Jahrhunderten die Entwicklung des Kapitalismus, Produktion um der Profite willen, ermöglichte und vorantrieb. So konnte der Bereich als wesentliches Element der gesamten Produktionsweise den Primat über das Leben gewinnen. Dieses wird gewissermaßen



ein Abfallprodukt der profitgetriebenen Produktion, wird vernachlässigt, an Frauen überantwortet und nur deshalb nicht ganz übergangen, weil er ja zugleich der Bereich ist, in dem die Produkte aus der Lebensmittelproduktion abgesetzt werden müssen. Unter diesen Voraussetzungen wird begreifbar, wie die beiden Produktionen zusammenhängen und hierarchisiert sind. Dies einmal begriffen, ist zugleich umrissen, dass eine grundlegende Umwälzung genau an diesem Hebel ansetzen muss: das starre Übereinander von profitgetriebener Lebensmittelproduktion und die Unterordnung der Produktion des Lebens selbst auf eine gleichberechtigte Ebene zu bringen. Das setzt eine Aufwertung des Lebensbereiches und der darin nötigen Praxen in öffentlicher Achtung und Absicherung ebenso voraus wie eine Abwertung der Praxen in der Organisation der Lebensmittelproduktion, der Fixierung von Fortschritt und Sinn nur auf letzteren Bereich. Hat man diese Umgewichtung erst begonnen, wird entschlüsselbar, wie alle Kämpfe um ein gutes Leben letztlich Kämpfe um die Verfügung über Zeit sind und ihrer jeweiligen Zuteilung auf die Bereiche, zu denen eben auch die eigene Entwicklung gehört wie das Eingreifen ins Politische, in die Gestaltung von Gesellschaft.

Seit den Anfängen eines marxistischen Feminismus oder feministischen Marxismus hat sich die Welt radikal verändert. In der Industrialisierung, die mit dem Fordismus Massenproduktion auf der Basis von Fließbandarbeit und damit auch notwendig Massenkonsum schuf, wurde die Stellung der Frau so eingepasst, wie sie heute noch vielerorts erkennbar ist. Mit ein wenig Teilhabe am Reichtum, den sie schufen, erhielten die männlichen Lohnarbeiter mit der Zwangsjacke, die physischen Kräfte monoton und unaufhörlich zu gebrauchen, die Belohnung, eine eigene Familie gründen zu können und darin monogam eine je eigene Frau zu halten, die für ihr Wohl und Wehe und das der Kinder sorgte: die Hausfrau, eingehegt vom männlichen Ernährer. Mit dieser zwieschlächtigen Gestalt, die einen besseren Lebensstandard gewährleistete, verkörperten Frauen zugleich den Traum, in der Kleinfamilie gebe es das Glück und die Heimat, die alle erreichen wollten und könnten. Die Befreiungsperspektive war damit spießbürgerlich stillgestellt.

Als die Frauenbewegung gegen diese Dreieinigkeit protestierte: den männlichen Ernährer, die monogame Kleinfamilie und die Einsperrung als Hausfrau, war der Fordismus schon in der Krise. Die rasante Entwicklung der Produktivkräfte wälzte in nur wenigen Jahrzehnten die Produktionsprozesse, den Bedarf an Arbeitskräften und ihre Qualifikation so um, dass am Ende schließlich ein jeder ein Unternehmer oder eine Unternehmerin werden konnte, mit eigenem PC in Heimarbeit, aber das Leben von größter Unsicherheit bestimmt. Dies war neoliberale Freiheit. Die Frauen, immer mehr alleinerziehend, waren den Ernährer los, aber nicht die Aufgaben. Erwerbstätig mit mehreren Jobs, in Teilzeitarbeit, wurden sie Teil eines wachsenden Prekariats. Jetzt sind wir schon in der Weltwirtschaftskrise, die als Mehrfachkrise zu begreifen ist: eine der Akkumulation, eine des Klimas und der Umwelt, eine der Erwerbsarbeit, aber eine auch der Reproduktion. Einige gewinnen, aber die große Mehrzahl verliert, und unter ihnen sind Frauen in mehrfacher Hinsicht im Nachteil. Als Verantwortliche für die Wiederherstellung des Lebens, des eigenen wie des neuen, haben sie praktisch keine Ressourcen, mit denen dies zu bewerkstelligen ist. In Krieg und Krise scheinen die Probleme des Lebens unwesentlich wie je. Zugleich beginnt Widerstand. Was als Care-Krise gesprochen wird, fußt auf der Empörung, den Bereich der Lebensreproduktion in der Logik der Profitproduktion – also immer schneller, mit immer weniger lebendiger Arbeit – rationeller erledigen zu sollen, dabei zugleich in Armut zu fallen. Dabei suchen einige, sobald sie eine anspruchsvolle bezahlte Arbeit bekommen, Migrantinnen in undokumentierter Arbeit für die nicht schaffbare unbezahlte Arbeit zu nutzen, was ihnen gewöhnlich als besonderer Egoismus angekreidet wird, als sei es auf ewig klar, das Kinder ein privates Problem sind, statt die Zukunft der Gesellschaft. Alle aber können zusehen, wie eine ganze Generation Nachwachsender keinen Zutritt zur Gesellschaft mehr findet.

Feministischer Marxismus hat aus dem Marxismus gelernt, die Fragen von Herrschaft und Befreiung mit denen der Entwicklung der Produktivkräfte und denen der Produktionsverhältnisse zusammen zu analysieren. Aus dem Feminismus kommt die Dominanz der Frage des Lebens und seiner Wiederherstellung als unbedingter kategorischer Imperativ für ein sinnvolles und gutes

Leben hinzu. Die Herangehensweisen zu verschränken bildet den Reichtum, den ein feministischer Marxismus in die notwendige Transformation von Gesellschaft bringt. Es kommt darauf an, der Produktion um des Profites Willen ohne Rücksicht auf Mensch und Natur Widerstand entgegenzusetzen, dafür braucht es eine Vorstellung von einer Alternative, einer Gesellschaft, in der Mensch und außermenschliche Natur in den Mittelpunkt rücken.

Sobald man in dieser Verknüpfung zu denken beginnt, stößt man auf Gegenwehr. Diese kommt natürlich vom herrschenden Regime, aber vor allem auch von denjenigen, die als Mitstreiter für eine andere Gesellschaft gewonnen werden müssten. Aus Gewohnheit hängen sie an den alten Privilegien, denken und fühlen in ihnen, als seien sie ‚natürlich‘. „Selbstveränderung und Veränderung der Umstände fallen in revolutionärer Praxis ineins“, sagt Marx in den *Thesen gegen Feuerbach* und spricht damit zugleich an, wie umfassend die Arbeit der Transformation ist und wie unmöglich, sie ohne die aktive Beteiligung aller voranzutreiben. Die Fäden, welche die einzelnen in Gesellschaft halten, sind so verknüpft, dass sie einen Herrschaftsknoten bilden. Kaum zieht man an einem Ende, festigt sich ein anderes. Arbeitszeitverkürzung und Wachstum und gesicherte Arbeitsplätze für diejenigen, die noch Arbeitsplätze haben, ist keine Forderung, die für alle gelten kann. Entwickelte Produktivkräfte machen weniger lebendige Arbeit nötig – Arbeitszeit muss also so radikal verkürzt werden, dass einen Arbeitsplatz zu haben ein Recht für alle ist und zugleich einhergehen kann mit einem Einkommen, von dem sie leben können, sodass alle beteiligt sind an den vielen liegengelassenen Arbeiten der Freundlichkeit und Fürsorge und noch genug Zeit für eigene Entwicklung haben und sich in die Politik mischen können.

Letzteres setzt ein anderes Demokratieverständnis voraus, gewissermaßen eine Vertiefung der Demokratie, die eine kompetente Teilhabe von allen vorantreibt. Man erkennt unschwer an den einzelnen Zumutungen, dass ein solches Projekt vom Standpunkt von Frauen gesprochen werden muss. Sie haben die Privilegien, die sie in eine Verteidigung des Status quo bringen, in geringerem Ausmaß. Oder anders: Der Status quo hält für sie einen Abgrund als Zukunft bereit. So sie sich zur Wehr setzen, ist ihr Projekt eine befreite Perspektive für alle.

\*\*

Nachtrag: Den Gesamtzusammenhang zu denken ist schwierig, auch weil zu viele Partialinteressen vor der Durchdringung der Problematik und ihrer Änderung haften. Die verschiedenen Stränge zu entwirren, ihr Zusammenwirken vorzuführen und Bewegungsmöglichkeiten zu erkunden, ist auf so knappen Raum vielleicht zu schwierig. Das Problem ist zugleich ein globales, wie ein lokales an jedem Ort. Um die Kräfte zu vermessen, um weiter zu kommen, um Marxismus-Feminismus neu zu gründen wird ein [internationaler Kongress](#) – Die Kraft der Kritik: Wege des Marxismus-Feminismus – vom 20.-22. März in Berlin stattfinden. Trägerinnen sind die Feministische Sektion des Instituts für Kritische Theorie (InkriT) und die Rosa Luxemburg-Stiftung und andere. Mitarbeit ist willkommen.

**Zitathinweis:** Frigga Haug: Marxismus-Feminismus – eine unvollendete Aufgabe. Erschienen in: Marxistischer Feminismus. 34/ 2015. URL: <https://kritisch-lesen.de/c/1255>. Abgerufen am: 02. 01. 2019 15:12.

# Gegen Kapitalismus und Geschlechtssklaverei



## Clara Zetkin

Zur Geschichte der proletarischen Frauenbewegung

*Das Werk von Clara Zetkin ist eine marxistische Analyse der politischen und gewerkschaftlichen Entwicklungen seit den Anfängen der gemeinsamen Organisation des proletarischen und kommunistischen Frauenkampfs.*

Rezensiert von [Johanna Bröse](#)

Wer sich mit Feminismus und Marxismus beschäftigt, kommt an der Auseinandersetzung mit Clara Zetkin nicht vorbei. Zetkin zeigt in ihrem 1928 vollendeten Werk scharfsinnig und couragiert – mit solidarischer Kritik und gehörigem Pathos – die Stärken und Schwächen der Arbeiter\_innenbewegung auf. Sie skizziert den historischen Weg, den das sich organisierende Proletariat in der Folge des Vormärzes und den daraus entstandenen politischen Prozessen in Deutschland zurücklegte, sowie die Bedeutung der unterschiedlichen Strömungen in der Frauen- und Arbeiter\_innenbewegung. Das Buch wirkt – als erstes zusammenfassendes Zeitzeugendokument einer, auch in vielen anderen Bereichen des politischen wie sozialen Leben, beeindruckenden Frau und standfesten Kommunistin – Schlaglichter auf bedeutende Entwicklungsschritte des (internationalen) bürgerlichen, sozialdemokratischen und kommunistischen Frauenkampfs und aufherausragende Persönlichkeiten dieser Zeit.

## Auf gesamtgesellschaftliche Veränderung drängen

Crimmitschau, 1869: Die federführende sozialistisch geprägte Internationale Gewerksgenossenschaft der Fabrik-, Manufaktur- und Handarbeiter verschreibt sich dem Grundsatz der I. Internationale (der Internationalen Arbeiter Assoziation, die von Marx und Engels mitbegründet wurde), Arbeiterinnen und Arbeiter gemeinsam „als gleichberechtigte und vollwertige, tätige Mitglieder gegen den kapitalistischen Klassenfeind“ (S. 9) zu organisieren. Zetkin vergleicht diesen Prozess mit einer „Quelle [...], deren Hervorbrechen aber die Vereinigung vieler feiner Wasseradern zur Voraussetzung hat“ (ebd.). Erklärtes Ziel ist die „Zusammenschweißung des Proletariats als revolutionärer Klasse, deren ‚soziale Erkenntnis‘ sich in soziale Macht umsetzen sollte“ (S. 124).

Zetkin ist von diesem Moment begeistert, beschreibt aber ernüchtert den geschichtlichen Vorlauf des Prozesses: Die revolutionäre Kraft der französischen und englischen Revolutionen sei nicht nach Deutschland übertragen worden, vielmehr stünden die Frauenrechtsforderungen des Vormärz weit dahinter zurück, seien „mehr Kostüm als Tat“ (S. 18). Die nordamerikanische Frauenbewegung – gespeist aus den Erfahrungen des Kampfes für die Emanzipation der Sklaven – lehnte 1848 in Seneca/New York an die Unabhängigkeitserklärung vom 4. Juli 1776 eine kämpferische Forderung des Anspruchs voller Bürgerrechte für Frauen an; diese war gleichwohl verknüpft mit einer naiven, religiös geprägten Weltanschauung. Sie erkannten (noch) nicht, was Zetkin als grundsätzliche Ursache dieser Unterdrückung offenlegt: „Es war letzten Endes nicht das Recht des Menschen, sondern das Recht, die Macht des Besitzes, des Eigentums“ (S. 38).

Den zu diesem Zeitpunkt kaum sichtbaren Fortschritt der Frauenemanzipation in Deutschland verknüpft sie mit einem Fortschreiten an anderer Stelle: Jenem des sich rasant entwickelnden Kapitalismus mit seinen sich immer weiter zuspitzenden Klassengegensätzen, der vor allem eine erstarkende Organisierung der männlich dominierten Arbeiterschaft hervor rief, welche erst nach und nach die Lage der proletarischen Frauen mitdachte. Sie kommt zu dem Schluss: „Die deutsche Revolution fand einen so weit fortgeschrittenen Klassengegensatz der Bourgeoisie zum Proletariat vor, dass sie sich nicht frei entfalten konnte, ohne das Kräfteverhältnis zwischen diesen beiden Klassen zugunsten des Proletariats zu verschieben und dessen eigene Revolution zu entfesseln“ (S. 41).

Das Eintreten der bürgerlichen Frauenbewegung für die Gleichberechtigung aller Frauen ist für Zetkin auch infolge dessen ungenügend; diese habe, so schreibt sie süffisant, „den Zeitströmungen entsprechend“ ihr Engagement „mit einem Sträußlein Interesse für die Lage der Arbeiterinnen, von Mitgefühl für ihre Leiden geschmückt“ (S. 10). Politische Forderungen – etwa nach Wahlrecht oder Wählbarkeit von Frauen – wurden nicht, oder nur „leise lispelnd“ (S. 53) gestellt, die verlangte Gleichberechtigung „schrumpfte in der Hauptsache zusammen zur Forderung des Rechts der Freiheit zur Berufsarbeit der Frauen“ (S. 48) und beschränkte sich auf die „Erweiterung des weiblichen Gesichtskreises, Erhebung und Anregung für stille Arbeitsstunden, Erweckung und Stärkung zu freudiger Berufstätigkeit“ (S. 50). Freude, Pflicht und Recht auf Arbeit waren jedoch, so Zetkin, für die Proletarierinnen mitnichten Grund für den Arbeitskampf – für sie bestand „der grausamste Zwang zur Arbeit“ (S. 49). Der Klassengegensatz unter den Frauen zeitigte „untilgbare Wesensunterschiede“ (S. 87) des Kampfes, die immer stärker hervortraten und nach einer Neugestaltung der gesellschaftlichen Umstände verlangten.

## **Den Nebel ideologischer Illusionen entschleiern**

Die klassenbewusste, proletarische Frauenbewegung ist weder aus der bürgerlichen erwachsen, noch sind die Anfänge der beiden ideologisch miteinander verbunden gewesen, betont Zetkin. Vielmehr brachte die beginnende gewerkschaftliche Organisierung des Proletariats den Arbeiterinnen eine kraftvollere Unterstützung, als es die bürgerliche Frauenrechtlerin mit behelfenden und unterhaltenden Vorträgen und „Mitgefühl für die ‚armen Schwestern‘“ (S. 56) je vermochte.

Die entstehenden Arbeiterbildungsvereine in den 1860er Jahren wurden – entgegen der Intention der Bourgeoisie – „Diskutierclubs der Arbeiter“ (S. 65), in denen der „Prometheus-Funke des proletarischen Klassenbewusstseins“ (S. 66) heller und heller aufflammen konnte und als Vorstufe der Entwicklung der Sozialistischen Arbeiter Partei(en) in ihren Anfängen gilt. Auch für die Entwicklung der proletarischen Frauenbewegung waren diese Vereinigungen von großer Bedeutung. Diskussionen um die Abschaffung der Erwerbsarbeit von Frauen führten mit fortschreitender Bestimmtheit zum Beschluss: „kein Verbot der erwerbenden Frauenarbeit, [sondern] gemeinsamer Zusammenschluss und Kampf der Arbeiterinnen und Arbeiter gegen das auswuchernde Kapital!“ (S. 74). Die proletarische Frauenbewegung konzentrierte ihre Arbeit auf die Gebiete der Sozialpolitik, des Frauenwahlrechts und der Massengewinnung für die Arbeiter\_innenbewegung. Das Ziel war, bei den Arbeiterinnen ein Klassenbewusstsein zu schaffen, das nach gesamtgesellschaftlicher Veränderung drängt.

40 Jahre später – im Sommer 1907 – wurde auf dem Arbeiterkongress der II. Internationale in Stuttgart beschlossen, alle Kämpfe der sozialistischen Parteien obligatorisch auch als Kämpfe für das Frauenwahlrecht zu führen, „als Kämpfe für das allgemeine, gleiche, geheime und direkte Wahlrecht aller Großjährigen ohne Unterschied des Geschlechts“ (S. 85). Der Kongress übernahm damit den Beschluss der I. Internationalen Sozialistischen Frauenkonferenz im selben Jahr, an deren Umsetzung Clara Zetkin maßgeblich beteiligt war. Allerdings: „Das Nachwort zu beiden Tagungen [...] hat der Weltkrieg geschrieben, der Verrat der internationalen proletarischen Solidarität“ (S. 85), der auch zum erniedrigenden Schicksal des Großteils der proletarischen

Frauenbewegung wurde. Zetkin schreibt dies 1928; schon im Schatten der weitreichenden Niederschläge, die der erstarkende Faschismus der Frauenemanzipation zufügen würde. Am 30. August 1932, als Alterspräsidentin des Deutschen Reichstages, hält Clara Zetkin – trotz aggressiver Drohungen und vor hunderten deutschen Faschisten – eine flammende Eröffnungsrede, in der sie die „Einheitsfront aller Werktätigen gegen den Faschismus“ beschwört und an den Kampfgeist der Frauen appelliert, „die noch immer die Ketten der Geschlechtssklaverei tragen“ (Badia 1994, S. 272).

Ihre Analyse der immanenten Widersprüche der kapitalistischen Gesellschaft ist nicht nur im Rückblick anwendbar; Clara Zetkin zu lesen trägt auch heute dazu bei, die – mit den Worten Rosa Luxemburgs gesprochen – „in Regenbogenfarben schillernden Nebel ideologischer Illusionen“ (S. 41) der geschichtlichen Konsequenzen des damaligen Klassenkampfes in der heutigen Zeit, etwa bei den Diskussionen über Care- und Reproduktionsarbeit, zu entschleiern. Die Kritik an der Fokussierung werktätiger proletarischer Frauen, wie sie etwa von postmodernen Feministinnen oftmals getätigt wird, wird der damaligen historischen Notwendigkeit des emanzipatorischen Frauenkampfes nicht gerecht; das Buch empfiehlt sich hier als wichtige marxistische Grundlage zum Verständnis der Geschichte. Heute sind die Ausblendung oder Verharmlosung asymmetrischer Machtverhältnisse, die abwertende und individualisierende Festschreibung von „erlernter Hilflosigkeit“ (Seligmann) oder eine tendenziell moralisierende Haltung bürgerlicher Frauenrechtlerinnen gegenüber proletarischen Lebenslagen strategische Formen von „fürsorglicher Belagerung“, wie es Clara Zetkin einmal nannte. Stärker thematisiert werden müssen die Mechanismen des neoliberalen Arbeitsmarkts, der – unter Anderem – immer größere Flexibilität und (zeitliche und örtliche) Unabhängigkeit von den Arbeitnehmer\_innen verlangt: Anbieten, und sich damit frei machen von den „Fesseln“ des Niedriglohnssektors und der Care-Arbeit, können sich nur diejenigen, die über ein hohes Bildungsniveau und die Möglichkeit zur permanenten Weiterqualifikation verfügen. An der Realität der prekarierten Frauen – die, auch manchmal im vorseilenden Gehorsam, eine Reduktion der eigenen Lebensentwürfe entlang der eingeschränkten Chancen getroffen haben, die ihnen, in einem Ungleichheit produzierenden System, offen stehen – gehen die echauffierten Diskurse in der Wissenschaft ohne konkreten Übertrag in die politische Praxis vorbei. „Dass du dich wehren musst, wenn du nicht untergehen willst, das wirst du doch einsehen“, hat Brecht einmal formuliert – und wen sollte man heute eher als Beispiel nehmen denn jene, die ihr Leben lang mutig gekämpft und sich gewehrt haben?

## Zusätzlich verwendete Literatur

Badia, Gilbert (1994): Clara Zetkin. Eine neue Biographie. Berlin: Dietz Verlag.

Die Analyse von Clara Zetkin ist auch online [hier](#) verfügbar.

Clara Zetkin 1971:

Zur Geschichte der proletarischen Frauenbewegung.

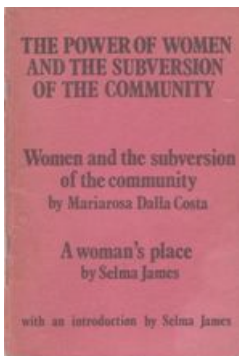
Verlag Roter Stern, Berlin.

ISBN: 9783878770084.

248 Seiten.

**Zitathinweis:** Johanna Bröse: Gegen Kapitalismus und Geschlechtssklaverei. Erschienen in: Marxistischer Feminismus. 34/ 2015. URL: <https://kritisch-lesen.de/c/1238>. Abgerufen am: 02. 01. 2019 15:12.

# Startschuss für die „Hausarbeitsdebatte“



**Mariarosa Dalla Costa, Selma James**

Die Macht der Frauen und der Umsturz der Gesellschaft

*Vergessener Klassiker der Zweiten Frauenbewegung; über Hausarbeit, Lohnarbeit, Mehrwert und Frauen als revolutionäre Subjekte.*

Rezensiert von [Käthe Knittler](#)

Die 1971 erschienene Schrift „Die Frauen und der Umsturz der Gesellschaft“ von Mariarosa Dalla Costa und Selma James gilt als Beginn der international geführten und rund zehn Jahre währenden Auseinandersetzung um das Verhältnis von Lohnarbeit und Hausarbeit, Frauen und Männern, von Fabrik und Familie und deren Rolle im Kapitalismus. Die Auseinandersetzung mit diesem Themenbereich wurde später unter dem Namen „Hausarbeitsdebatte“ bekannt. Innerhalb kurzer Zeit wurde der Text in sechs Sprachen übersetzt und verbreitete sich schnell in der internationalen Frauenbewegung.

Gleich vorab: Der Text ist eine Empfehlung. Ihn zu lesen macht Spaß und bereichert, und das auch rund vierzig Jahre nach seinem Erscheinen. Es ist eher eine politische Schrift beziehungsweise ein feministisches Manifest denn eine reine Auseinandersetzung mit der Marx'schen Theorie und den patriarchalen kapitalistischen Verhältnissen. Der Text hat Kraft und er will etwas; er plädiert unmittelbar für die Befreiung der Frau und die Abschaffung des Kapitalismus. Wer sich eine rein akademisch-wissenschaftliche Auseinandersetzung erhofft, wird somit enttäuscht sein. Zum Glück, ließe sich noch hinzufügen. Dieser Text kann und will viel mehr. Er bezieht Stellung, ist parteiisch, stellt fest, macht Wut über die bestehenden Verhältnisse, fegt über manche Ungereimtheiten, die sich bei genauerem Nachdenken ergeben, hinweg und regt zu Diskussionen an. Kurzum, aus dem Text spricht viel mehr die Stärke einer Bewegung – der italienischen Frauenbewegung zu Beginn der 1970er Jahre – als die Meinung einer einzelnen Autorin. Einige der verwendeten Begriffe und der ausformulierten Fragestellungen sind sehr in der Zeit ihrer Entstehung verankert und mögen heute als veraltet oder überholt erscheinen. Dennoch ist die Schrift keinesfalls nur als historisches Dokument interessant. Viele der grundlegenden Fragen stellen sich auch noch heute und lassen sich mit aktuellen Debatten rund um Organisationsfragen, Forderungen nach einem bedingungslosen Grundeinkommen, Commons und Care- und Reproduktionsarbeit verknüpfen.

## Zur Entstehung des Textes und über revolutionäre Subjekte

Vor allem dem eindeutig politischen Charakter des Textes ist es geschuldet, dass er mehr als andere Schriften, die im Zuge der Hausarbeitsdebatte (siehe hierzu Frigga Haugg und Kornelia Hauser [1984]) geschrieben wurden und sich mit der Marx'schen Kapitalismusanalyse auseinandersetzen, von Ort und Zeit seiner Entstehung geprägt ist. Themen wie Gewalt in der Familie, Sexismus, Hausarbeit und andere zentrale Unterdrückungsstrukturen wurden bis dahin in der traditionellen Linken, wenn überhaupt, nur als Randthemen behandelt und insgesamt als „Nebenwiderspruch“ entwertet. Die eingeforderten Auseinandersetzungen mit diesen Themen sowie mit patriarchal-autoritären Mustern in den eigenen gemischtgeschlechtlichen Gruppen führten schließlich zu einer Reihe von Austritten von Frauen aus den gemischten linken

Zusammenhängen und zur Gründung eigener feministischer Organisationen. So gründete Dalla Costa 1971 gemeinsam mit anderen Frauen die Gruppe „Lotta Feminista“ (Feministischer Kampf). Spezifisch italienischer Prägung ist die lange und militante Tradition von Klassenkämpfen so wie Dalla Costas Verortung im Operaismus (Dalla Costa 2005), der sich stark in ihrer analytischen Herangehensweise und politischen Schlussfolgerung widerspiegelt. Ein zentrales Paradigma operaistischer Ansätze war es, die Klassenkämpfe selbst ins Zentrum der Theorie zu rücken und nicht mehr abstrakte Bewegungsgesetze des Kapitalismus zu suchen, von denen dann politische Forderungen abgeleitet werden können – oder auch nicht. Bei Dalla Costa verloren sowohl Theorie als auch Praxis ihren geschlechtslosen Charakter. Zentrales revolutionäres Subjekt war fortan nicht mehr nur der Lohnarbeiter, sondern alle Frauen, sei es als Lohnarbeiterin und/oder als Hausfrau. Aber auch SchülerInnen, die Schwarze Bewegung und Arbeitslose fasste sie als „Proletarier[\_innen] ohne Lohn“ (S. 33). Zentraler Ort der Disziplinierung, revolutionären Auseinandersetzung und Ausbeutung war nicht mehr nur die Fabrik, sondern ebenso die Familie und die Schule.

*„Wer behauptet, dass die Befreiung der Frau der Arbeiterklasse darin liegt, eine Arbeit außerhalb des Hauses zu finden, erfasst nur einen Teil des Problems, aber nicht seine Lösung. Die Sklaverei des Fließbandes ist keine Befreiung von der Sklaverei des Spülbeckens. Wer das leugnet, leugnet auch die Sklaverei des Fließbandes und beweist damit noch einmal, dass man, wenn man die Ausbeutung der Frau nicht begreift, auch die Ausbeutung des Mannes nicht wirklich begreifen kann.“ (S. 41).*

## **Unsichtbare Hausarbeit**

In „Die Macht der Frauen und der Umsturz der Gesellschaft“ legt Dalla Costa die mannigfachen Unterdrückungsverhältnisse von Frauen in der kapitalistischen Gesellschaft dar und zeigt zugleich die Notwendigkeit als auch Wege zu ihrer Überwindung auf. Die Unterdrückung der Frau begann nicht erst mit dem Kapitalismus, aber: „Was mit dem Kapitalismus begann, war die noch intensivere Ausbeutung der Frau als Frau – und die Möglichkeit ihrer endlichen Befreiung.“ (S. 29). Der Kapitalismus hat die alte Form der Familie und des Zusammenlebens zerstört, den Mann als freien Lohnarbeiter auf den Markt geworfen und die Frau als Hausfrau in die Isolation des Hauses verbannt: So wurde die Kleinfamilie geschaffen. Hausarbeit ist unbezahlt, unsichtbar und isoliert; diese Eigenschaften sind für Dalla Costa untrennbar miteinander verbunden. Die von Frauen im Haushalt verrichteten Tätigkeiten bilden zwar neben der Lohnarbeit die Grundlage für den Kapitalismus, gelten aber als ungelernt und minderwertig. Ihre Bedeutung für den kapitalistischen Produktionsprozess bleibt unsichtbar, „weil nur das Produkt ihrer Arbeit – der Arbeiter – sichtbar war“. Das Kapital herrscht nach Dalla Costa nicht nur durch den Lohn, sondern gerade auch durch den Ausschluss eines großen Teils der Gesellschaft vom Lohn. Durch das Fehlen des Lohns wird die Ausbeutung verschleiert und ist nicht offensichtlich. Die Arbeit der Hausfrau erscheint als persönliche Dienstleistung außerhalb des Kapitals.

*„Diese Form der Ausbeutung war noch effektiver, weil das Fehlen des Lohns sie verschleierte, mystifizierte. Das heißt, der Lohn kommandiert mehr Arbeitsleistungen als die Tarifverträge in der Fabrik erkennen lassen.“ (S. 34)*

## **Bruch mit dem orthodoxen Marxismus**

Mit dieser Sichtweise bricht Dalla Costa mit dem orthodoxen Marxismus, der die Basis der gesellschaftlichen Ordnung und somit der Ausbeutung immer im ökonomischen Verhältnis von Lohnarbeit und Kapital sah. Die direkte theoretische Bezugnahme auf Marx fällt jedoch relativ knapp aus. Im Abschnitt „Mehrwert und gesellschaftliche Fabrik“ stellt sie fest, dass es Marx zwar geschafft habe, die Ausbeutung von Frauen und Männern in der Lohnarbeit exakt zu bestimmen, aber „die Ausbeutungssituation der Frau im Haus“ nicht erfassen konnte. Eine Begründung für



diese Kurzsichtigkeit sieht sie darin, dass Männer – und somit auch Marx – in den geschlechtsspezifischen Machtstrukturen gefangen seien, „[d]eswegen können nur die Frauen ihre gesellschaftliche Rolle selbst bestimmen und mit dem Kampf beginnen“ (S. 39). Hausarbeit geht nach Dalla Costa über Produktion von Gebrauchswerten – diese Funktion wurde der Hausarbeit auch von Marx und dem orthodoxen Marxismus zugestanden – weit hinaus. Als unbezahlte Sklaverei bildet sie die Grundlage der Lohnsklaverei. Sie dient der Reproduktion der Arbeitskraft, ist für den Kapitalismus unentbehrlich und dergestalt produktiv. Auf eine enge Begriffsdebatte – die in anderen Strängen der Hausarbeitsdebatte durchaus geführt wurde – wie nun Mehrwert und Produktivität zu fassen und mit Hausarbeit ins Verhältnis zu setzen sind, lässt sie sich nicht ein. Vielmehr geht es darum, die Definition von Produktivität beziehungsweise die Frage, wie die spezifischen Geschlechterrollen für das Kapital produktiv sind, zu erweitern. Die Bestimmung von Produktivität geht thematisch weit über die herkömmliche, rein ökonomische Bestimmung der Hausarbeit hinaus. Problematisiert werden Bereiche der Sexualität, der Familie, der Konsumtion, aber auch der Rivalität unter Frauen, die durch das kapitalistische Produktionssystem bestimmt und für dieses produktiv gemacht werden. Die Funktion der Hausarbeit im Kapitalismus beschränkt sich bei Dalla Costa nicht nur darauf, unmittelbar produktiv zu sein und Mehrwert zu erzeugen, sondern sie erfüllt noch eine weitere, stabilisierende Funktion: Kommt es zu Wirtschaftskrisen und Entlassungen, fungiert der Haushalt als Auffang- und Versorgungsbecken und wirkt sozialen Revolten der Arbeitslosen entgegen.

## Lohn für Hausarbeit

In „Die Macht der Frauen und der Umsturz der Gesellschaft“ blieben die Ansätze eines feministischen Kampfes und politischer Forderungen noch unkonkret. Von einem Lohn für Hausarbeit ist hier noch nicht die Rede. Innerhalb der italienischen Frauenbewegung bildeten sich kurze Zeit nach Veröffentlichung der Schrift mehrere *Lohn für Hausarbeit*-Komitees in Italien. Die Forderung hatte innerhalb der Frauenbewegung eine so immense Sprengkraft, dass sie sich auch schnell in andere Länder verbreitete und in Ansätzen bis heute fort existiert. Mit der Forderung nach Lohn sollte Verschiedenes erreicht werden: zum einen die Anerkennung der Produktivität von Haus- und Reproduktionsarbeit im Rahmen kapitalistischer Vergesellschaftung, zum anderen auch die Perspektive weiblicher Selbstbestimmung und die Teilnahme an sozialen Kämpfen in Form des direkten Angriffs auf die Profite. Mit einer minimalen monetären Abspeisung, die die Hausfrauenrolle nur verfestigen würde, hatte die Forderung damals jedoch wenig gemein. In Anlehnung an den „politischen Lohn“ sollte durch immer höhere Lohnforderung der Kapitalismus geschwächt und zu Fall gebracht werden. In der Kampagne wurde auch der Ansatz für einen internationalen Kampf aller Frauen gesehen:

*„Wir alle leisten Hausarbeit. Hausarbeit: Sie ist die einzige Sache die alle Frauen untereinander verbindet, sie ist die einzige Grundlage auf der wir gemeinsam unsere Macht entfalten können, die Macht von Millionen von Frauen.“ (Dalla Costa 1975, S. 126, Übersetzung KK)*

Mit der Forderung sollte nicht zuletzt auch Kämpfen, die sich allein auf die Lohnarbeit beziehen, entgegen getreten werden. Wenngleich in einem anderen Kontext, finden sich ähnliche Argumentationsstränge – sowohl der Pro- als auch der Kontra-Argumente – in heutigen Debatten um das bedingungslose Grundeinkommen wieder.

## Zusätzlich verwendete Literatur

Knittler, Käthe (2005): *Feministische Kritik an der Marxschen Werttheorie*, Diplomarbeit, Wien. Online [hier](#)

Dalla Costa, Mariarosa (1975): *A General Strike*. In: Edmond, Wendy/Fleming, Suzie (Eds.): *All work and no pay*. Power of Women Collective, London. S. 125-127

Dalla Costa, Mariarosa (2005): Eine Frage der Würde. Der Haushalt als Betrieb und die feministische Kritik am Operaismus. In: analyse + kritik 497, S. 16

Haug, Frigga/ Hauser, Kornelia (1984): Geschlechterverhältnisse. Zur internationalen Diskussion um Marxismus-Feminismus, In: Projekt kritischer Feminismus: Geschlechterverhältnisse. Berlin, 9-21, 42-64.

*In der englischen und italienischen Fassung werden sowohl Dalla Costa als auch James als Autorinnen genannt. In der im Merve-Verlag erschienen deutschen Fassung des Textes, aus der hier zitiert wird, wird Dalla Costa als Autorin angeführt.*

Mariarosa Dalla Costa, Selma James 1978:

Die Macht der Frauen und der Umsturz der Gesellschaft. 3. Auflage.

Merve Verlag, Berlin.

93 Seiten.

**Zitathinweis:** Käthe Knittler: Startschuss für die „Hausarbeitsdebatte“. Erschienen in:

Marxistischer Feminismus. 34/ 2015. URL: <https://kritisch-lesen.de/c/1253>. Abgerufen am: 02.

01. 2019 15:12.

# Freiheit vom Gebärzwang



## Shulamith Firestone Frauenbefreiung und sexuelle Revolution

*Für Shulamith Firestone sind Geschlecht und Reproduktion die Grundlage aller Gesellschaft. Mithilfe des Materialismus hat sie ausgerechnet den Marxismus infrage gestellt.*

Rezensiert von [Toni Lenz](#)

Sie wollte die Familie und die Kindheit abschaffen, forderte das Ende von Arbeit und Reproduktionszwang und einen Bruch mit der Kultur. Shulamith Firestone (1945-2012) wurde wie viele der Radikalen Feministinnen als gefährlich und verrückt gebrandmarkt. Tatsächlich ist das „Verrückte“ an ihrem Buch die furchtlose Radikalität ihrer Analyse und Forderungen. Ihre Kompromisslosigkeit macht sie streitbar – über fast jede Seite des Buchs könnte man stundenlange Diskussionen führen. Genau deshalb ist dieses Buch noch heute so lesenswert, auch wenn einigen Thesen scharf zu widersprechen ist.

„Frauenbefreiung und sexuelle Revolution“ ist eine feministische Theorie und Kritik der Gesellschaft auf allen Ebenen. Firestone nutzt und kritisiert den dialektischen Materialismus, die Psychoanalyse und Elemente der Kulturkritik. Daher ist das Buch durchaus voraussetzungsreich, wenn auch klar geschrieben. Firestones Ziel ist es, die Marxsche Methode, den dialektischen Materialismus, auf die Geschlechterverhältnisse anzuwenden (analog zu den Produktionsverhältnissen). Die biologischen Geschlechter und die Bedingungen von Reproduktion bereiten die psychosexuelle Basis jeder Gesellschaft. Weil Frauen Schwangerschaft, Geburt und Kinderbetreuung übernehmen müssen, seien sie ökonomisch abhängig von Männern. (In der Gebärfähigkeit sieht Firestone den Unterschied zwischen Frauen und Männern. Zusätzlich ist Geschlecht jedoch sozial beziehungsweise kulturell bestimmt.)

Diese erste reproduktive „Arbeitsteilung“ führt laut Firestone zu einer geschlechtlichen Klassengesellschaft. Die „biologische Familie“, im modernen Patriarchat die Kernfamilie, bildet dabei die grundlegende Organisationseinheit. In den 1970er Jahren war das eine knallharte Kampfansage an die marxistische Student\_innenbewegung, die Geschlecht immer noch als Nebenwiderspruch verstehen wollten: Firestone macht die Geschlechter zu den grundlegenden Klassen und die Befreiung von Reproduktion und sexuelle Freiheit zum Ziel jeder Revolution.

Die Reproduktionsverhältnisse und die Familie sind laut Firestone die Ursachen dafür, dass Männer Macht haben und Frauen ins Private gedrängt werden. Sie bedingen somit tiefgehende psychosexuelle Störungen in der ganzen Gesellschaft: Hier bringt Firestone die Psychoanalyse ins Spiel, wenn sie auch deren Grundannahmen als androzentrisch und sexistisch zurückweist. Das Inzestverbot, notwendig für die biologische Familie, führe dazu, dass Kinder ihre ersten erotischen Begehren verdrängen müssen. Damit gehe einher, dass sexuelle von den anderen Emotionen getrennt werden. Übrig bleibe ausschließlich die „genitale Sexualität“ (S. 139), für Firestone eine verkümmerte Form von Sexualität, Erotik und Zärtlichkeit. Die kulturelle Sexualisierung aller Lebensbereiche, etwa sexualisierte Werbung, ist nur die andere Seite dieser Medaille. Zudem werden Kinder in der Familie zweigeschlechtlich sozialisiert, also zu „Männern“ und „Frauen“ erzogen.

Davon ausgehend analysiert Firestone die gesamte westliche Kultur als gespalten in „männliches“ und „weibliches“ Prinzip: Auf der einen Seite stehen (instrumentelle) Rationalität, Macht, Wissenschaft und Technik, auf der anderen Emotionalität, Erotik, Ästhetik und sinnliche Erfahrung. Diese Spaltung, sowohl in der Kultur als auch in der Psyche der Einzelnen, sei der Grund für Entfremdung und fortdauernde Unterdrückung – und müsste in der Revolution aufgehoben werden.

Ein wichtiges Mittel zur fortdauernden Beherrschung der Frauen liegt laut Firestone in der romantischen Liebe – gerade in einer historischen Phase, in der Frauen sich befreien könnten, weil etwa Verhütungsmittel allgemein verfügbar sind. Genau wie Firestone die Romantisierung von Schwangerschaft und Geburt als Bestandteil einer „reaktionären, Rousseauschen Zurück-zur-Natur-Ideologie der Hippies“ (S. 186) abfertigt, gilt ihr die romantische Liebe als Verschleierung der patriarchalen Machtverhältnisse. Aus Liebe beuten sich Frauen für Männer aus, die dann schöpferisch tätig werden können. Echte Liebe muss auf gegenseitiger Verletzlichkeit beruhen. In krassen Machtverhältnissen werden jedoch allein die Schwächeren verletztlich; Liebe wirkt zerstörerisch.

## **Nieder mit der Familie**

Aus Firestones Sicht muss eine erfolgreiche Revolution vier Ziele erfüllen: Die Frauen müssen von der „Tyrannei der Fortpflanzung“ befreit werden (S. 191), Kinder und Frauen müssen ökonomisch und politisch unabhängig werden, voll in die Gesellschaft integriert werden, und sexuelle Freiheit muss verwirklicht werden. Der wichtigste Schritt für die feministische Revolution ist die Abschaffung der Familie. Erwachsene sollen ihre Partner\_innen, Kinder ihre Bezugspersonen frei wählen können. Kinder müssen alle Rechte haben, auch sexuelle. Die Befreiung der Kinder bedarf allerdings einer Abschaffung der Kindheit selbst, denn „Kindheit – das ist die Hölle“ (S. 98).

Die meisten dieser Forderungen bedeuten einen erheblichen Eingriff in Privatleben und Psyche der Menschen – etwas, was den Radikalen Feminismus insgesamt auszeichnet. Firestone kennt das totalitäre Potential von Revolutionen, sieht aber das Versagen bisheriger Versuche eher dahin, dass Familie und „männliches“ Prinzip eben nicht vollständig aufgelöst wurden: „Das Gleichgewicht sexueller Polarisierung zu zerstören, ohne es vollkommen abzuschaffen, war schlimmer als überhaupt nichts zu tun.“ (S. 197) So würde sie wohl auch den sexuellen Missbrauch von Kindern erklären, der unter anderem mit dem Label der Freiheit kindlicher Sexualität und der Ablehnung des Inzest-Tabus gerechtfertigt werden sollte. Wie Kinder unter den von Firestone geforderten Umständen geschützt werden könnten, ob und wie Kinder tatsächlich konsensuell zu Sex zustimmen könnten, lässt sie völlig offen. Zudem: Selbst wenn die Kindheit und folglich die Unmündigkeit „nur“ gesellschaftliche Konstruktionen sein sollten, so sind sie doch zur gesellschaftlichen Realität geworden. Firestones Bild vom Kind als mündigen, selbstreflexiven kleinen Menschen als gegeben anzunehmen oder zumindest zu heucheln, hat zu physischem, psychischem, und sexuellem Missbrauch von Kindern geführt – zu ihrer Verletzung und nicht ihrer Freiheit.

## **Die frustrierte weiße Mittelschichts-Ehefrau**

Firestones Text hat trotz einer bemerkenswerten Analyse blinde Flecken. Sie wusste um die wechselseitige Bedingung von Patriarchat, Kapitalismus und Rassismus, und doch bleibt ihrer Analyse in der weißen Mittelschicht gefangen. Das Problem ist nicht, dass sie aus dieser Perspektive schreibt, sondern dass ihre Analyse von „Rassismus und Sexualunterdrückung“ ethnozentrisch ist. Sie setzt die weiße Familie als (wenn auch falsche) Normfamilie. So sitzt Firestones „klassische“ amerikanische Frau frustriert zuhause, weil sie zwar gebildet ist, aber ins Private gedrängt bleibt. Historisch trifft dieses Bild auf (schwarze) Arbeiterinnen nicht zu. Nur untergeordnet untersucht Firestone schwarze und schwarz-weiße Geschlechterbeziehungen. Schwarze Frauen und Männer macht sie unter Ausweitung ihrer Psychoanalyse zu den gesellschaftlichen „Kindern“ weißer Eltern

– und nur unter dieser Linse sieht sie die rassistische Unterdrückung und die schwarzen Befreiungskämpfe. In diesem Zugriff erscheint das Patriarchat also letztlich als weiß.

Damit begeht Firestone den gleichen Fehler, den sie der männlichen Kultur zuschreibt, die das Weibliche immer nur als Abweichung vom Männlichen erkennt. Hinzu kommen abstruse Thesen: So seien weiße Frauen keine echten Rassistinnen (S. 104). Firestone sieht sie in einer Opferrolle und verkennt, dass Frauen gerade als Rassistinnen ernst zu nehmende Täterinnen sind. Und sie zeigt sich ignorant gegenüber den Betroffenen, welche die Echtheit des Rassismus weißer Frauen sehr genau kennen.

## **Verkürzt, altmodisch, biologistisch, utopisch?**

Viele von Firestones Thesen sind historisch nicht ganz korrekt oder nicht ausreichend belegt. Das biologische Geschlecht zum Ausgangspunkt der Geschichte zu machen, hat sie dem Vorwurf ausgesetzt, ahistorisch zu arbeiten. Tatsächlich sind die derzeitigen (westlichen) Geschlechterverhältnisse nicht auf eine personalisierte Herrschaft von Männern über Frauen zu reduzieren. Frauen gestalten Gesellschaft, und Frauen reproduzieren Herrschaftsverhältnisse. Allerdings beschreibt „Frauenbefreiung“ die Familien der 1940er bis 1960er Jahre, die auf strikten Geschlechterrollen basierten – wie Firestones eigene Familie.

Firestone ist vielen Irrwegen und regressiven Tendenzen nicht gefolgt, im Gegensatz zu Feminist\_innen vor und nach ihr. Etwa will sie ihre Kritik der Schönheitsideale nicht mit „dem Sturm auf die Schönheit überhaupt verwechselt“ (S. 146) sehen. Und: „Wenn wir die Abschaffung der Erotik fordern, meinen wir damit nicht die Vernichtung der sexuellen Lust und Erregung, sondern deren Ausweitung auf alle Lebensbereiche“ (ebd.). Brüste auf Werbeplakaten sind ihr nicht zu viel Erotik, sondern eine verengte Form derselben. Niemals verklärt sie Matriarchate, sie will nicht „zurück zur Natur“. Sie sieht keinen selbstverständlichen Fortschritt darin, Reproduktion der Lohnarbeit gleichzustellen, im Gegenteil: Sie wollte, dass „erzwungene Tätigkeit und vor allem die entfremdete ‚Lohn‘-Arbeit“ (S. 192) durch Automatisierung und radikale Veränderung der Produktion abgeschafft wird. Dies ist für sie die Voraussetzung für die ökonomische und politische Unabhängigkeit von Kindern und Frauen – somit verwirft sie den Marxismus nicht, sondern weist ihm einen anderen Platz zu: Das Patriarchat sei grundlegender als der Kapitalismus. Diese Kritik wurde nicht angenommen, aber auch kaum wissenschaftlich überprüft.

Aus heutiger Sicht ist Firestones Festhalten an biologischen Geschlechtern problematisch. Ihr materialistischer Ansatz sollte daher kritisiert, aber nicht mit biologistischen Erklärungen verwechselt werden: Sie wollte nichts weniger als „Frauen von ihrer Biologie zu befreien“ (S. 191). Ihr utopischer Entwurf wirkt dabei zum Teil schauderhaft: Um die Schwangerschaft abzuschaffen, will sie die kybernetische Technik nutzen und Kinder in Brutkästen statt in Frauenkörpern heranwachsen lassen. Dass diese utopische Forderung Illusion geblieben ist, wird niemand ernsthaft bedauern. Trotzdem hat Firestone nachdrücklich dafür gestritten, dass Schwangerschaft und Geburt nicht als privates Problem von Frauen abgetan werden sollten und auf materieller Ebene angegangen werden müssen.

Shulamith Firestone hatte sich bereits zur Zeit der Publikation von „Dialectics of Sex“ weitgehend aus der politischen Aktivität zurückgezogen, auch wegen Zerwürfnissen mit der feministischen Bewegung. Es folgten Zerwürfnisse mit ihrer Familie, schwere psychische Probleme, Psychiatrisierung und Armut. Das ist keine Seltenheit unter den Radikalen Feministinnen. Firestones Forderungen waren furchtlos, wohl auch weil sie die Umstände nicht ertragen wollte.

Shulamith Firestone 1975:  
Frauenbefreiung und sexuelle Revolution.  
Fischer Taschenbuchverlag, Frankfurt a.M..  
ISBN: 9783436019358.  
224 Seiten.

**Zitathinweis:** Toni Lenz: Freiheit vom Gebärdzwang. Erschienen in: Marxistischer Feminismus. 34/  
2015. URL: <https://kritisch-lesen.de/c/1239>. Abgerufen am: 02. 01. 2019 15:12.

# Liebe und ihre kleine Abweichung



Elfriede Jelinek  
Die Liebhaberinnen  
Roman

*Eine Chronik biographischer Widrigkeiten in Zeiten von Kapitalismus und Patriarchat, die zwei falsche Alternativen und keine Lösung vorzuführen hat.*

Rezensiert von [Hannah Schultes](#)

Wenn man wie Wikipedia unter einem Liebesroman einen Roman versteht, „dessen zentrales Thema die Liebe ist“, scheint „die liebhaberinnen“ zunächst einer zu sein. Die Realität um Elfriede Jelineks Protagonistinnen im steiermärkischen Dorfidyll gestaltet sich allerdings ungewohnt unschön. Auf Basis ihrer Kindheit in der Steiermark und späteren erwachsenen Beobachtungen beschreibt Jelinek anhand der steil bergab rasenden Lebensläufe zweier junger Frauen den ewigen Kreislauf der Reproduktion eines Dorfes.

Statt komplexer Charaktere findet man schlicht eine Ansammlung von Widrigkeiten vor, statt das Individuum zu feiern, richtet Jelinek den Blick auf ein Verhältnis. Die junge Paula will Schneiderin werden und gibt sich damit einer fast vorfeministischen Ahnung hin: Es kann ein besseres Leben geben. Es beginnt allerdings in ihrer Vorstellung mit einer Heirat. Brigitte, Arbeiterin in einer Büstenhalterfabrik, ereilt bloß die Ahnung eines *fließbandfernen* Lebens, das in Gänze in der Person von Heinz aufgeht, der als Elektroinstallateur dem „modernen wirtschaftsleben“ (S. 22) entstammt. Die Instandhaltung und Wartung von Heinz wiederum veranlasst Brigitte zur Feststellung, „[d]ass die liebe nur etwas mit arbeit zu tun hat“ (S. 19), und angesichts des Haufens an Liebesarbeit befindet sie, dazu noch die Fabrik eigentlich gar nicht zu brauchen. Die Fabrik wird in Folge zur „kleine[n] Abweichung“ (S. 89) von Brigittes umtriebigen Investitionen in eine noch unsichere Zukunft mit Heinz. Nur der Boykott ihrer Beziehung durch Heinz' Eltern trübt ihren Blick auf die Zukunft. Argumentativ gerüstet arbeiten diese ihrem zukünftigen Schwiegereltern-Status entschieden entgegen: „warum ist brigitte nicht überhaupt mit dem, was sie hat zufrieden, nämlich mit nichts?“ (S. 29) Die sich selbst dem Zufall ausliefernde Paula erleidet hingegen eine spezifische weibliche Spielart von Liebesgefühlen, die stets mit der Geiselnahme des Impulses, für das eigene Leben Verantwortung zu übernehmen, drohen. So endet die Ahnung des besseren Gefühls denn auch in Aussichtslosigkeit. Schwanger vom schönen Erich, dem Motoren- und Auto-fixierten Holzfäller ohne Fahrerlaubnis, der zu Alkohol und Prügel neigt, muss sie nun seine Eltern dazu bewegen, der Heirat zuzustimmen.

Das Urteil einer Rezensentin 1975 in der *Zeit* rührt vom Ewigen und Immergleichen der weiblichen und männlichen Werdegänge: „Der Informationswert des Buches nimmt rapide ab.“ Die Beziehung zwischen den Frauen und zwischen Männern und Frauen bestimmt sich über die Funktionslogik des Steiermark-spezifischen Heiratsmarktes, der sich bei Jelinek unverschleiert mittels einer ökonomischen Rhetorik präsentiert: Er produziert „Marktwert“ (S. 25) und Nylonstrümpfe als „Investitionsgüter“ (S. 24) und regelt den Verbrauch und Gebrauch von Frauen, deren Schicksal, also Ehefrau oder Fräulein Mutter, von der Gnade oder Ungnade des „Erstverbraucher[s]“ (S. 15) abhängt. So bleibt einer Frau für die anderen Frauen, das heißt: die Hausfrauen, die mal Verkäuferinnen waren, und die Verkäuferinnen, die später Hausfrauen werden, nur noch



Konkurrenz, Neid und Verachtung übrig.

Leser\_innen, denen authentische Dialoge wichtig sind, werden mit diesem Buch nicht glücklich werden, finden dafür aber eine an Kindersprache geschulte Entstellung des durch Klasse und Geschlecht strukturierten Heiratsmarktes vor. So heißt es über Heinz' Eltern und ihre Beziehung zu Susi, Tennis spielende Gymnasiastin, in der Brigitte fälschlicherweise ihre Nebenbuhlerin vermutet:

*„eine wie susi ist ihnen lieber. sie sind wiederum einer wie susi nicht lieber, was sie nicht ahnen. sie halten susi für etwas minderes, weil sie eine frau ist und unter heinz steht. als frau ist susi etwas tieferes, als mensch, der einen rang in der gesellschaft einnimmt, ist sie wiederum etwas höheres als heinz“ (S. 77).*

Die Erzählung endet dort, wo im Leben von Brigitte und Paula keine nennenswerten Änderungen mehr eintreten. Trotzdem handelt es sich um eine mehrdimensionale Realität, denn das Management der sich in ihrer Lebenswelt ausschließenden Wünsche von Sicherheit und Freiheit, Leidenschaft und Pragmatismus fällt bei Brigitte und Paula durchaus unterschiedlich aus. Brigitte bringt es nach der Heirat mit dem „wohlstandsheinz“ zur Mutter und Geschäftsfrau im Elektrogeschäft. Mit Hilfe von Paulas städtischer Tante, die Erichs Mutter von der Heirat überzeugt, überwindet Paula das Hindernis in Form von Erichs Familie. Nach der Heirat gerät jedoch eine eigene Wohnung außerhalb des Hauses ihrer Familie aus Geldmangel in weite Ferne, sodass Paula in der nächsten Ortschaft mit sporadischer, fast zufälliger Sexarbeit heimlich etwas dazu verdient. Nachdem sie dabei gesehen wird, wird sie schuldig geschieden und findet sich dort wieder, wo Brigitte das Interesse entwickelt hat, sich für sich selbst und Heinz abzurackern: am Büstenhalterband. Für Paula gilt nun hingegen umso mehr: „am büstenhalterband kann man nur schwer büstenhalterbandfremde interessen haben (...). man weiß nur, daß einer oder mehrere interesse daran haben, daß das büstenhalterband läuft“ (S. 32).

Jelinek imitiert den Spott des Dorfes, der sich über jedwede in Not geratene, meist weibliche Person legen kann und ätzt: Wem die Welt nie gehört hat, na, für den kann sie auch nicht zusammenbrechen. Auf einer weiteren Ebene setzt der Spott der Erzählerin („Starberuf Verkäuferin“) und die Empathielosigkeit mit den Figuren ein. Anstatt das in diesem Umstand Außergewöhnliche zu schildern – Solidarität unter den Bedingungen des Patriarchats zum Beispiel – werden die Ereignisse zusammengefasst, die auf dem Schauplatz ihrer Geschichte die Normalität ausmachen: der Hass der Männer auf die Frauen, der Frauen auf die Männer und der Frauen auf die Frauen, der Schmerz bei den Frauen und die ideologisierte Liebe als Kitt zwischen all diesen Gefühlen. Der weibliche Eintritt in die Arbeitswelt ist hier nicht beschwerlich aber richtig, sondern eine von zwei falschen Alternativen.

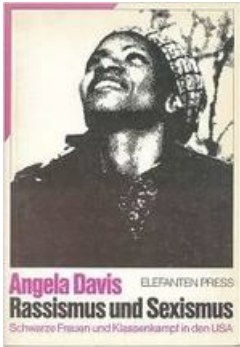
Es ist eine quälende Erzählung, die einen etwas blutarm zurücklässt, ein vampiresker Heimatroman, der einen daran erinnert, dass man selbst solche Verhältnisse schon mal gesehen hat. Die gedankliche Verbannung dieser Zuspitzung des Geschlechterverhältnis ins depressive Ländliche durch den Leser liegt nahe, viele kleine Momente aus der großstädtischen Erlebniswelt vor der Tür strafen ihn aber Lügen. Dabei unterliegt diese Zuspitzung bekanntermaßen an vielen Orten mittlerweile ihrem neoliberalen Wiedergänger.

Fehlt Jelineks Erzählung der positive Ausblick? Ein bisschen positiv sollte es schon sein, meint die *Zeit*-Rezensentin und nimmt „brigitte“ und „paula“ in Schutz: „Elfriede Jelinek dagegen bestreitet ihren Figuren jede Hoffnung; denn ohne es zuzugeben, rechnet sie mit ihnen ab und nicht mit der sozialen Landschaft, in der sie leben.“ Darin scheint die Idee auf, die Autorin müsse mit ihren Frauenfiguren solidarisch sein, indem sie sie doch wenigstens nicht ganz so zurichtet. Der *Zeit*-Rezensentin widersprechend könnte man behaupten: Sie verrät die Vorlagen für ihre Figuren schon deswegen nicht, weil sie distanziert erzählt, sodass Pathos und Mitleid gar nicht erst aufkommen. Denn selbst wenn man der emphatischen Einstellung der *Zeit*-Rezensentin folgt, ist das sicherlich das Letzte, was ihre Figuren brauchen: Objekt einer weiteren Rettung zu werden.

Elfriede Jelinek 1975:  
Die Liebhaberinnen. Roman.  
Rowohlt Verlag, Reinbek.  
ISBN: 978-3-499-12467-9.  
121 Seiten. 8,99 Euro.

**Zitathinweis:** Hannah Schultes: Liebe und ihre kleine Abweichung. Erschienen in: Marxistischer Feminismus. 34/ 2015. URL: <https://kritisch-lesen.de/c/1244>. Abgerufen am: 02. 01. 2019 15:12.

# Rassismus und Feminismus in den USA



## Angela Davis

Rassismus und Sexismus

Schwarze Frauen und Klassenkampf in den USA

*Angela Davis zeichnet mit Bezugnahme auf historische Originalschriften und Reden die Geschichte Schwarzer Frauen in den USA sowie die Zusammenhänge von feministischen Kämpfen und der Rolle Schwarzer Frauen in den 1980er Jahren nach.*

Rezensiert von [peps perdu](#)

Zunächst geht Davis im Kapitel „Das Erbe der Sklaverei“ auf die Besonderheit der Unterdrückung Schwarzer Sklavinnen ein. Diese lag darin, dass sie unterdrückt, misshandelt und vergewaltigt wurden, um die ökonomische Ausbeutung ihrer Arbeitskraft weiterhin durchzusetzen. Entgegen der – häufig vom rassistischen Stereotyp der „Mommy“ begleiteten – These, dass Schwarze Familien während der Sklaverei matriarchal geführt wurden, beleuchtet Davis die Wichtigkeit der Familie und des gleichberechtigten Umgangs zwischen den Geschlechtern in dieser. Sie argumentiert, dass dadurch versucht wurde, eine Umgebung menschlich zu gestalten, welche Sklav\_innen zu einer Gruppe nicht-menschlicher Arbeitseinheiten machte.

Davis beschäftigt sich mit den Anfängen der Frauenrechtsbewegungen und den Suffragetten. Gerade die anfängliche Frauenrechtsbewegung weißer Mittelstandsfrauen war stark mit der Abolitionisten-Bewegung gegen die Sklaverei und für das Wahlrecht Schwarzer Menschen verbunden. Zwar wurde das Verbot der Sklaverei 1863 eingeführt, doch dauerte es noch bis 1965, bevor das uneingeschränkte Wahlrecht für Schwarze US-Amerikaner eingeführt wurde. Wie Davis ausführt, lernten „weisse [sic] Frauen eine Menge über die Natur der Unterdrückung von Menschen“ (S. 42) durch ihre Arbeit in der abolitionistischen Bewegung. Das Verständnis von Unterdrückung – und so auch von der eigenen gesellschaftlichen Positionierung – resultierte in der Konferenz von Seneca Falls 1848, welche die erste Konferenz für Frauenrechte in den damaligen Staaten war. Allerdings, so Davis, zeigt sich in den Dokumenten, dass sich keine einzige Schwarze Frau unter den Teilnehmern fand, und auch die Anerkennung weißer Arbeiterinnen sehr gering war.

Die Enttäuschung darüber, dass die Abschaffung der Sklaverei nicht auch zu einem Wahlrecht für Frauen führte, mündete in unverhohlenen rassistischen und industriekapitalistischen Denkweisen bei den weißen Frauenrechtlerinnen. Während gerade für Schwarze Männer das Eintreten für das Wahlrecht einen Kampf um das Überleben darstellte, wie der hohe Anteil an Lynchmorden und Angriffen durch Straßenmobs demonstrierte, war das Eintreten weißer Männer und Frauen für das Frauenwahlrecht häufig mit der Vorstellung der Überlegenheit der weißen Rasse verbunden. Sexismus und Rassismus fielen auch in Bezug auf Arbeitsbedingungen – gerade bei Dienstboten- und Haushaltstätigkeiten – häufig zusammen, denn die Arbeitsbedingungen weißer Frauen waren oft abhängig von der unterdrückten Lage Schwarzer Frauen, da diese sich am Boden kapitalistischer Ausbeutung befanden.

## Zwischen Solidarität und Ignoranz

Solidarität in der Zusammenarbeit mit Schwarzen Frauen zeigte sich vor allem im Bereich der Bildung und dem Kampf gegen Analphabetismus in den damaligen Südstaaten. Weiße Frauen wie

Prudence Candall, Margaret Douglass und Myrtila Miner setzten sich trotz der Gefahr, die davon ausging, für die Bildung Schwarzer Kinder und Jugendlicher ein. Wie Davis anmerkt, war die Solidarität dieser Frauen eng verbunden mit dem Wissen, wie wichtig gerade für Schwarze Frauen Bildung im kollektiven Kampf um Freiheit ist.

Trotz dieser bemerkenswerten Frauen schätzt Davis die Suffragetten-Bewegung, getragen von bürgerlichen Frauen, als rassistisch und in ihrem Bezug auf Mutterschaft als sexistisch ein. Dieses Vordenken innerhalb frühfeministischer Organisierung zeigt sich auch in den gegen Ende des letzten Jahrhunderts erstarkenden Frauenclubs, welche nur in Ausnahmen auch Schwarze Frauen aufnahmen. Die erstarkende Schwarze Mittelklasse begann, sich unter der Führung von politischen Vorkämpferinnen wie Ida B. Wells und Mary Church Terrell eigenständig zu organisieren und Kampagnen gegen Lynchmorde zu führen, wobei sie „weniger durch Nächstenliebe oder moralische Prinzipien motiviert [waren], als durch die hautnahen Bedürfnisse ihres Volkes im Überlebenskampf“ (S. 124).

Auch in Bezug auf Arbeitskämpfe waren Antirassismus und der Kampf für Geschlechtergleichheit keine Selbstverständlichkeiten. Hierbei waren Schwarze Organisationen wie die National Coloured Labour Union (NCLU) ernsthafter um die Rechte der Arbeiterinnen bemüht als ihre weißen Vergleichsorganisationen, während die Organisation weißer Arbeiterinnen durch Susan B. Anthony die Unterdrückung der Frauen als das zentrale Unterdrückungsmoment sah und so auch Frauen als Streikbrecherinnen gegen ihre männlichen Kollegen vorgingen. Hier zeigt sich, dass der weiße Klassenkampf nicht zwangsläufig auch an frühfeministischen Ideen orientiert war, und umgekehrt. Je nachdem, welches Unterdrückungsverhältnis als strukturtragend gesehen wurde, wurde der Fokus auf dieses gelegt.

Ein eigenes Kapitel widmet Davis den Kommunistinnen und ihrem Kampf für das Frauenwahlrecht und gegen Rassismus. Sie zeigt klar die Relevanz feministischer Ideen in Verbindung mit einer marxistischen Analyse der Verhältnisse auf. Hierbei betont sie die Wichtigkeit der Industrial Workers of the World (IWW) und der Rolle von Frauen wie Lucy Parsons, Ella Reeve Bloor, Anita Whitney, Elizabeth Gurley Flynn und Claudia Jones als Agitatorinnen. Claudia Jones, eine Einwanderin aus Trinidad, setzte sich dabei stark für die Rechte der Hausbediensteten ein und kommt in ihren politischen Analysen zu dem Schluss, dass die ökonomische Beziehung zwischen Schwarzen und weißen Frauen chauvinistisches Verhalten befördert und deswegen Kommunistinnen weißen Chauvinismus bekämpfen müssen (S. 162). Hier zeigt sich, dass für Frauen wie Claudia Jones Klassenunterdrückung und der Kampf für die Gleichberechtigung von Frauen und Schwarzen gemeinsam verhandelt wurde.

## **Feministische Themen und Marxistische Analysen**

Der letzte Abschnitt des Buches geht auf drei zentrale, für feministische Politik relevante Themenfelder ein – Vergewaltigung, Geburtenkontrolle und Hausarbeit. Hierbei legt Davis schonungslos den Rassismus und Klassismus in feministischer Literatur und Bewegung offen – beispielsweise im Vorgehen gegen Lynchmorde, bei welchen der Mythos des Schwarzen Mannes als Vergewaltiger konstruiert wurde, wobei dieses Bild auch heute noch wirkmächtig ist. Davis argumentiert, dass Lynchmorde zur Vorherrschaft weißer Macht eingesetzt wurden, und dass die Konstruktion des Schwarzen Mannes als Vergewaltigers als Rechtfertigung für diese Vorherrschaft in weißer feministischer Literatur diene. Sie hebt hervor, dass „die Charakterisierung des schwarzen Mannes als Vergewaltiger die offene Aufforderung des Rassismus an weiße Männer verstärkt, sich selbst der Körper schwarzer Frauen geschlechtlich zu bedienen“ (S. 175). Die Brisanz dieses rassistischen Zirkelschlusses ist offensichtlich: Denn der Mythos des Schwarzen Mannes als Vergewaltiger legitimiert gewissermaßen die Vergewaltigung Schwarzer Frauen durch weiße Männer.

Das Zusammenspiel von Rassismus und Klassismus zeigt sich auch im Kampf für „freiwillige

Mutterschaft“ und dem Kampf für das Recht auf Abtreibung, welcher häufig völlig außer Acht ließ, dass für Schwarze und migrantische Frauen Sterilisationsmissbrauch und ungewollte Sterilisation ebenso wichtige Themen waren wie Schwangerschaftsunterbrechungen. Erschreckend sind hierbei die Zahlen, die Davis anführt: So sind 1970 laut einer Studie zwanzig Prozent der Schwarzen verheirateten Frauen auf Dauer sterilisiert worden.

Im Anschluss an den allgemeineren historischen Abriss, zeigt sich im letzten Kapitel zur Analyse der Hausarbeit klar Davis Positionierung als Marxistin. Hier geht sie darauf ein, dass die Industrialisierung zur strukturellen Trennung zwischen auf Hauswirtschaft ausgelegter Ökonomie und der profitorientierten Ökonomie des Kapitalismus führte und so zur Trennung zwischen Haushalt und Arbeitsplatz. Dies zog nach sich, dass – obwohl das Bild der „Hausfrau“ durch den Mittelstand geprägt war – die Position von Frauen als Hausfrau und Mutter zum allgemeingültigen Modell von Weiblichkeit erhoben wurde (S. 218). Davis sieht die Befreiung der Frau vom Haushalt durch den Zugang zum Arbeitsmarkt gegeben:

*„Es mag durchaus wahr sein, daß ‚die Sklaverei am Fließband‘ noch nicht selbst ‚die Befreiung von der Sklaverei am Küchenherd‘ ist, aber das Fließband ist zweifellos der stärkste Antrieb für die Frauen, auf die Eliminierung ihrer uralten häuslichen Sklaverei zu dringen“ (S. 232).*

In dieser Analyse bezieht sie sich sowohl auf Lenins als auch auf Engels Schriften zur Hausarbeit und spricht vor diesem Hintergrund der Gleichberechtigung der Frauen auf dem Arbeitsmarkt und subventionierter Kinderbetreuung auch revolutionäres Potential zu. Hierbei ist festzuhalten, dass das Buch 1982 veröffentlicht wurde und aktuelle Debatten um Flexibilisierung und Neoliberalismus keine Beachtung finden konnten. Ich würde jedoch ihrer Einschätzung des „revolutionären Potential“ (S. 232) widersprechen und die These aufstellen, dass eine „gleichberechtigte“ Arbeitsmarktpolitik nicht zum Sozialismus führt, wie Davis in ihrem letzten Absatz äußert, sondern nur zu mehr Arbeitskraft, die genutzt werden kann.

Trotz dieser Kritik sehe ich das Buch als sehr empfehlenswert und beeindruckend in seinem historischen Detailreichtum an, gerade um unterschiedliche Debatten innerhalb der Bürger- und Frauenrechtsbewegung nachvollziehen zu können und einen Einblick in die Rolle Schwarzer Frauen in den USA zu erhalten. Auch zeigt die Gegenüberstellung der frühfeministischen Frauenrechtsbewegungen und der Frauenbewegung der 1970er und 1980er Jahre, dass diese auch in Bezug auf rassistische und klassistische Diskurse durchaus gefährliche Gemeinsamkeiten aufweisen.

Angela Davis 1982:

Rassismus und Sexismus. Schwarze Frauen und Klassenkampf in den USA.

Elefant Press, Berlin.

ISBN: 978-3885200932.

256 Seiten.

**Zitathinweis:** peps perdu: Rassismus und Feminismus in den USA. Erschienen in: Marxistischer Feminismus. 34/ 2015. URL: <https://kritisch-lesen.de/c/1237>. Abgerufen am: 02. 01. 2019 15:12.

# Der Proletarier ist tot, es lebe die Hausfrau?



**Claudia v. Werlhof, Maria Mies, Veronika Bennholdt-Thomsen**

Frauen, die letzte Kolonie  
Zur Hausfrauisierung der Arbeit

*Der Band stellt mit dem marxistisch-feministischen „Subsistenzansatz“ eine Theorie der Unterdrückung und Ausbeutung von Frauen, der Natur und „Dritten Welt“ in der spätkapitalistischen Akkumulationsweise vor.*

Rezensiert von [Tine Haubner](#)

Der Band versammelt acht Aufsätze, die in den 1980ern als *Bielefelder- oder Subsistenzansatz* bekannt wurden. Ausgangsfragen waren, weshalb der Kapitalismus des späten 20. Jahrhunderts weiterhin von gewalttätiger Unterdrückung gekennzeichnet blieb, warum diese Gewalt sich hauptsächlich gegen Frauen und die Bevölkerungen der „Dritten Welt“ richtete und aus welchem Grund der ökonomische Stellenwert von Reproduktionsarbeiten und informeller Subsistenzproduktion hartnäckig ignoriert wurde. Es ging darum, eine alternative Gesellschaftstheorie zu entwerfen, die mit der „Frauen- und Kolonialfrage“ (S. 3) die blinden Flecken und Fehlannahmen sowohl marxistischer als auch modernisierungs- und entwicklungspolitischer Annahmen zu überwinden versuchte.

Für den Ansatz sind neben dem Marxismus (hier vor allem Rosa Luxemburg) die feministische Hausarbeitsdebatte (Silvia Federici, Mariarosa Dalla Costa), die Weltsystemtheorie (Immanuel Wallerstein) und die Forderungen der Frauen-, Ökologie- und Alternativbewegung wichtig gewesen. Mit Beiträgen zur Frage, was die Natur-Ausbeutung mit der Ausbeutung der Marginalisierten zu tun habe, lieferten die Autorinnen wichtige Einsichten in bis dato wenig beachtete Arbeitsformen und Ausbeutungszusammenhänge.

## Akkumulation und Unterdrückung

Über die Hausarbeitsdebatte waren die Autorinnen der ökonomischen Bedeutung der weiblichen Hausarbeit auf die Schliche gekommen. Obwohl die Hausarbeit in Marxismus und Mainstream-Ökonomie unsichtbar blieb, war ihre Relevanz für die „Produktion“ der (zumeist männlichen) Arbeitskraft offenkundig: Unbezahlte Hausarbeit stellt die für das Kapital billigste Form dar, männliche Arbeitskraft zu (re-)produzieren. Daneben wurde der Umstand, dass die Mehrheit der Weltbevölkerung sich nicht als Industrieproletarier, sondern als Kleinbauern, Kleinpächter oder Handwerker verdingte, also schlicht „Subsistenz“ (als Reproduktion des Lebens) betrieb, weder im Marxismus, noch in anderen Theorien angemessen reflektiert.

Neben diesem doppelten ökonomischen Verschwindezauber war außerdem erklärungsbedürftig, weshalb sich die Lebensbedingungen (insbesondere von Frauen) in der sogenannten „Dritten Welt“ trotz Entwicklungshilfe und des Ende des Kolonialismus nicht wesentlich verbessert hatten und sich sogar verschlechterten. Die Feststellung, dass trotz moderner Verheißungen, wie Wohlstand, Wachstum und Fortschritt, Gewalt, Ausbeutung und Unterdrückung fortbestanden, führte die Autorinnen zu der Einsicht, dass Gewalt als „ökonomischer Faktor“ zu betrachten sei, der

in Form politischer Unterdrückung und „räuberischer Aneignung“ von Arbeitskraft keine vorübergehende Begleiterscheinung, sondern ein ständiges strukturelles Erfordernis des „kapitalistischen Weltsystems“ (Mies 2009: 266) war.

Sexistische Diskriminierung war also, ebenso wie die Plünderung des Planeten und der Kolonien, kein Kennzeichen ökonomischer Rückständigkeit, sondern wesentliches Merkmal und Voraussetzung der spätkapitalistischen Produktionsweise. Mit einer Erkenntnisperspektive „von innen und unten“ (S. 5) - von Seiten der Frauen und kolonialisierten Bevölkerungen - sollten diese Unterdrückungsverhältnisse nun aber nicht bloß theoretisch hinzuaddiert werden. Die Autorinnen versuchten vielmehr, strukturelle Zusammenhänge zwischen Akkumulation und der Ausbeutung dreier „Kolonien“ (Frauen, Natur und die Länder der „Dritten Welt“) herzustellen.

Dieser Zusammenhang zwischen Akkumulation und Unterdrückung kann als roter Faden und Prüfstein der Argumentation des Bandes dienen. Die zentrale These lautet, dass Frauen und andere, vom „Normalarbeitsverhältnis“ ausgeschlossene Gruppen ein gemeinsames Merkmal aufweisen: Sie werden „naturalisiert“, das heißt „ins Reich der Natur versetzt“ und so als gratis vorhandene und ungeschützt ausbeutbare Ressourcen behandelt (S. 7). Weil Land und weibliche Arbeitskraft (das schließt körperliche Arbeit wie Gebären mit ein) essentielle „Produktionsfaktoren“ sind, die das Kapital nicht selbst herstellen, sondern nur kontrollieren kann, ist die Verfügungsmacht über sie entscheidend. Die Ausbeutung der „Kolonien“ – und nicht länger der Widerspruch zwischen Kapital und Arbeit – gilt in dieser Perspektive als „Grundstock und Schlussstein aller weiteren Ausbeutungsverhältnisse“ (S. 9).

Weil der Marxsche Ausbeutungsbegriff sich primär auf männliche Lohnarbeit konzentrierte, wurde stattdessen der Begriff der „Hausfrauisierung“ geprägt. Damit ist ein Prozess der Entwertung und Unsichtbarmachung von Arbeit gemeint, mit dem das Kapital Frauenarbeit separiert und ausbeutet (Mies 2009: 267). Solange Frauen als Hausfrauen gelten (und als solche behandelt werden), die aufgrund ihrer häuslichen Versorgungssituation durch einen männlichen Ernährer angeblich nur auf ein Zubrot angewiesen sind, können sie, wie auch gegenwärtig in den Textilfabriken Bangladeschs üblich, ausgebeutet werden. Sie erweisen sich gegenüber ihren männlichen Kollegen sogar als ungleich billigere und dienstbarere Arbeitskräfte. Die unbezahlte Reproduktionsarbeit dieser „Hausfrauen“ kann sich das Kapital schließlich als unbezahlte Mehrarbeit zunutze machen.

## **Die „Frauen“- und die „Klassenfrage“**

Das Buch ist in drei Themenblöcke unterteilt, die jeweils zwei bis drei Aufsätze enthalten. Der erste Block „Geschlecht und Klasse“ widmet sich anhand dreier empirischer Fallstudien (Indien, Mexiko und Venezuela) dem politischen Zugriff auf das weibliche Arbeitsvermögen der lokalen Subsistenzökonomien und liefert eine radikale Kritik entwicklungspolitischer Strategien. Während die Entwicklungshilfe vorgebe, gegen die Verarmung der Bevölkerung und das Anwachsen des informellen Sektors zu kämpfen, gehe es in Wirklichkeit darum, über „Hausfrauisierungsprozesse“ (S. 66f.) einen sich stets erweiternden Pool billiger Arbeitskräfte anzuzapfen. Zentral geht es um den Nachweis, dass die „Frauenfrage“ nicht dem Klassenantagonismus untergeordnet und als bloßer „Nebenwiderspruch“ (S. 15f.) behandelt werden dürfe. Das demonstriert Mies am Beispiel Indiens, wo Frauen *klassenübergreifend* zu Objekten brutaler Verfügungsgewalt gemacht werden und sich in einer doppelten Frontstellung gegenüber den Landlords und ihren eigenen Ehemännern befinden. Die Zunahme sexueller Gewalt gegen Frauen sei dabei nicht allein auf die Kapitalisierung der Landwirtschaft zurückzuführen, denn die landlosen Bauern sichern sich durch die Unterdrückung der Frauen, die als ihr einziger „Besitz“ gelten, ihren patriarchalen Status. Das Beispiel zeigt laut Mies, dass Frauenunterdrückung immer auch Klassenherrschaft bedeutet und dass proletarianisierte Arbeiter durchaus zu Komplizen der Landlords werden können.

Die Argumentation des Blocks läuft darauf hinaus, dass der patriarchalen Logik eine eigene essentielle Bedeutung und damit Erklärungskraft für den Kapitalismus zukommt, dass der



Kapitalismus die rigide Unterdrückung von Frauen erst herbeiführt und dass Ausbeutung keinesfalls allein auf Proletarisierung basiert. Die These, erst der Kapitalismus setze zum Zweck der Ausbeutung eine rigide Geschlechtertrennung durch, steht allerdings im Spannungsverhältnis zu Befunden, wonach der Kapitalismus (wie die Autorinnen selbst exemplarisch aufzeigen) vielmehr auf bereits vorhandene Geschlechtertrennungen „aufsattelt“, diese aber durchaus verschärft und für die Profitgenerierung nutzt.

## Die Hausfrauisierung des Proletariers

Der zweite Themenblock „Geschlecht und Arbeit“, versucht den Mechanismus zu erklären, durch den nicht-entlohnte Arbeitsverhältnisse die Basis der globalen Kapitalakkumulation abgeben und Lohnarbeit dabei nur den geringsten Anteil ausmacht. Mies zeigt am Beispiel Indiens, dass die Kapitalakkumulation *strukturnotwendig* eine immer größere Masse von relativer Überbevölkerung erzeugt, die nicht in Lohnarbeit integriert wird. Die Arbeiterinnen bleiben Nicht-Lohnarbeiterinnen, die sich mit prekärer Subsistenzproduktion ihr Überleben sichern. Die Isolierung der Arbeiterinnen durch Heimarbeit und die Propagierung der Hausfrauenideologie dienen dabei der Verfügung über das weibliche Arbeitsvermögen. Diese Hausfrauisierungsprozesse laufen parallel zur Proletarisierung ab und laufen im Aufsatz von Werlhof schließlich der marxistischen Proletarisierungsthese gänzlich den Rang ab, wenn sie prognostiziert, dass eine „Hausfrauisierung der Proletarier“ und nicht etwa umgekehrt eine allgemeine Proletarisierung zukünftig auch in der „ersten Welt“ zu erwarten sei (S. 135).

Der dritte Teil „Geschlecht und Gesellschaft“ ist schließlich dem gesellschaftlichen Natur- und Geschlechterverhältnis gewidmet. Zentral ist die (durchaus redundante) These, dass die Ausbeutung des weiblichen Arbeitsvermögens mittels „Naturalisierung“ vonstatten geht. Indem Frauen naturalisiert werden, gelten sie im Rahmen einer „fortgesetzten ursprünglichen Akkumulation“ (Luxemburg) als ebenso grenzen- und folgenlos ausbeutbar wie Naturressourcen. Die Autorinnen widmen sich mit den „gesellschaftlichen Ursprüngen der geschlechtlichen Arbeitsteilung“ (S. 164) der „Gretchenfrage“ feministischer Kapitalismusanalysen. Dabei wird allerdings eine Argumentation natürlicher Unterschiede geführt, die hinter die Herrschaftsanalyse der ersten beiden Blöcke zurückfällt. Nach Mies und Bennholdt-Thomsen erfahren sich Männer und Frauen im Stoffwechsel mit der Natur als grundlegend verschieden. Während Frauen sozial produzieren und sich wegen ihrer Gebärfähigkeit „unmittelbar selbst als Teil der Natur“ (S. 200) erleben, sei der männliche Naturbezug dagegen genuin herrschaftsförmig. Frauen erfahren ihren Körper als produktiv, Männer erfahren „sich“ als produktiv – damit reproduzieren die AutorInnen jedoch das Argument, dass sie ihren Gegnern vorwerfen, nämlich die falsche Trennung, dass Frauen ganz Leib und Männer ganz Mensch seien. Das Fazit lautet, dass der Kapitalismus einem „männlichen Prinzip der beutemachenden Aneignung“ (S. 184f.) entspringe. Die These, dass das Geschlecht erst im Kapitalismus zum primären Organisationsprinzip der Arbeitsteilung wird, fasst Bennholdt-Thomsen abschließend mit der pointierten Aussage zusammen, dass die geschlechtliche Arbeitsteilung im Kapitalismus nicht gesellschaftlich sei, sondern umgekehrt, die gesellschaftliche Arbeitsteilung selbst geschlechtlich sei.

## Kritische Würdigung oder „...das Kind mit dem Bade...“

Der Subsistenzansatz ist im Vergleich mit gegenwärtiger akademisch-feministischer Theoriebildung ungleich spannender, weil hier die ursächlichen und grundlegenden Mechanismen von geschlechtsspezifischer Arbeitsteilung, Ausbeutung und Unterdrückung fokussiert werden. Hier wird nicht permanent die wechselseitige Überkreuzung vielfältiger Ungleichheitsdimensionen festgestellt oder die performative Erzeugung von Geschlechtern an popkulturellen Beispielen durchexerziert. Der Anspruch ist der einer marxistisch inspirierten materialistisch-gesellschaftstheoretischen Kapitalismusanalyse unter zentraler Berücksichtigung all jener Elemente, die der Marxismus sorglos unter „Nebenwiderspruch“ abgestempelt und ignoriert hatte. Es geht „ums Eingemachte“: Der Ansatz will nicht weniger erklären, als die Entstehung des

Kapitalismus überhaupt und warum Patriarchat und Kapitalismus so wunderbar zusammen passen. Die Autorinnen haben damit den Arbeits- und Ausbeutungsbegriff erweitert, vorherrschende Deutungen kapitalistischer Wirtschaft und linke Fortschrittsmythen entzaubert und schon Anfang der 1980er Jahre auf Prekarisierungsprozesse im Zeitalter des Neoliberalismus hingewiesen.

Trotzdem schießt ihre Kritik insofern über das Ziel hinaus, als sie die kritisierten Deutungen nicht nur zum Teil grundlos (wie im Falle der auch widerständigen männlichen Lohnarbeiter) verwerfen, sondern ihrerseits einer theoretischen Eindimensionalität huldigen. Problematisch ist, dass die Analyse die Fehler ihrer Kontrahenten mit umgekehrtem Vorzeichen reproduziert: Statt die Dichotomie von Haupt- und Nebenwiderspruch zu hinterfragen, wird ein neuer Hauptantagonismus (zwischen Subsistenz bzw. Hausarbeit und Kapital) eingeführt, statt ökonomistische Funktionalismen zu überwinden, wird das Bild einer geschlossenen Ausbeutungstotalität gezeichnet, die auch die Gebärfähigkeit als vollkommen kapitalverwaltet begreift. Statt die marxistische Analyse um ein ebenso wichtiges Element (die Haus- und Subsistenzarbeit) zu erweitern, wird Lohnarbeit als parasitäre Marginalie und mit ihr der (und damit auch die) Lohnarbeiter/in als defizitäres „Maschinenanhängsel“ (S. 129) und „entemotionalisierter Roboter“ (ebd.) preisgegeben und die Analyse des Kapitalismus allein aus den Ausbeutungsmechanismen der weiblichen Subsistenzarbeit abgeleitet. Die weibliche Reproduktionsarbeit erscheint vor diesem Hintergrund als das bessere Gegenstück zur Lohnarbeit, womit auch die Mühsal der Subsistenzarbeit aus dem Blick gerät. Frauen hätten nicht nur komplexere Fähigkeiten als Männer, sie seien auch bessere, weil weniger „blutleere“ Arbeitskräfte (S. 129). Was die Bewertung der Subsistenzarbeit anbelangt, sind die Autorinnen durchaus ambivalent. Einerseits distanzieren sie sich wiederholt von einer „Romantisierung der Natur“ (S. 7), andererseits erscheint eine angeblich genuin weibliche Produktionsweise als naturfreundlich, herrschaftsfrei und „einzige Quelle des Reichtums“ (S. 184).

Die Analyse schwankt immerfort zwischen patriarchaler Herrschaft qua gesellschaftlicher Zuschreibung und aufgrund biologischer Merkmale. Um die zivilisationsgeschichtliche These, der Kapitalismus basiere letztlich auf einem männlichen Prinzip, durchzuhalten, werden Männer als überflüssig, asozial und gewalttätig beschrieben, die sich die Beherrschung der Natur durch Waffengewalt sicherten. Diese Behauptung wird schließlich derart überzogen, dass die ursprüngliche Annahme, der Zusammenhang zwischen Frau und Natur sei ein gesellschaftlich konstruierter Ausbeutungszusammenhang, unterlaufen und in sein Gegenteil verkehrt wird. Letztlich erscheint die Frau als wahre Natur, die im Einklang mit natürlichen Zyklen, gewaltlos das Gegenprinzip zum plündernden männlichen Raubtierkapitalismus (im wahrsten Sinne des Wortes) verkörpert.

Für die feministische Diskussion zu „Care“ ist die Analyse der Bielefelderinnen dennoch von entscheidender Bedeutung gewesen. Sie hat den Blick auf die Bedeutung von Reproduktionsarbeit ebenso geöffnet, wie sie die politische Brisanz privater Arbeitsteilung verdeutlicht hat. Gegenwärtige Kapitalismusanalysen zehren von ihren Theoremen (Dörre/Haubner 2012), und der fruchtbare Grundgedanke, dass die systematische Ausbeutung der Hausarbeit essentiell für den globalen Kapitalismus ist, hat letztlich auch das Selbstbewusstsein von Care-Arbeiterinnen im globalen Arbeitskampf gestärkt.

## **Zusätzlich verwendete Literatur**

Dörre, Klaus/Haubner, Tine (2012): Landnahme durch Bewährungsproben - Ein Konzept für die Arbeitssoziologie. In: Dörre, Klaus/Sauer, Dieter/Wittke, Volker (Hrsg.): Kapitalismustheorie und Arbeit. Neue Ansätze soziologischer Kritik. Campus. Frankfurt am Main/New York. S. 63-108. Luxemburg, Rosa (1975): Die Akkumulation des Kapitals. Ein Beitrag zur ökonomischen Erklärung des Imperialismus. In: Rosa Luxemburg: Gesammelte Werke. Band 5. Dietz. Berlin.

Mies, Maria (2009): Hausfrauisierung, Globalisierung, Subsistenzperspektive. In: Van der Linden,

M./Roth, K. H. (Hg.): Über Marx hinaus. Arbeitsgeschichte und Arbeitsbegriff in der Konfrontation mit den globalen Arbeitsverhältnissen des 21. Jahrhunderts. Assoziation A. Berlin/Hamburg. S. 257-289.

Claudia v. Werlhof, Maria Mies, Veronika Bennholdt-Thomsen 1988:  
Frauen, die letzte Kolonie. Zur Hausfrauisierung der Arbeit. 2. Auflage.  
Rowohlt Verlag, Reinbek.  
ISBN: 9783499122392.  
214 Seiten.

**Zitathinweis:** Tine Haubner: Der Proletarier ist tot, es lebe die Hausfrau? Erschienen in:  
Marxistischer Feminismus. 34/ 2015. URL: <https://kritisch-lesen.de/c/1241>. Abgerufen am: 02.  
01. 2019 15:12.

# Nach der Dekonstruktion



**Roswitha Scholz**

Das Geschlecht des Kapitalismus

Feministische Theorie und die postmoderne Metamorphose des Patriarchats

*Mit der Theorie der Wert-Abspaltung liegt ein fruchtbarer Zugang vor zum Verständnis des Fortbestehens hierarchischer Geschlechterverhältnisse jenseits und trotz aller Brüche rund um das ‚Geschlecht als Konstruktion‘.*

Rezensiert von [Melanie Götz](#)

Scholz reiht sich mit „Das Geschlecht des Kapitalismus“ in eine aktuelle feministische Debatte ein, die auf die Nachwirkungen des *Cultural Turn* antwortet: Der Kulturalisierung des Sozialen in den Sozialwissenschaften und dem damit einhergehenden dekonstruktivistischen Zugang zur Geschlechterfrage wird ein revidierter feministisch-materialistischer Ansatz entgegengestellt. Gegenstand von Scholz' Buch sind die asymmetrischen Geschlechterverhältnisse und die gesellschaftliche Struktur, die diese hervorbringt und reproduziert. Leitend ist die Frage nach dem Warum – und damit dem Sinn – einer Abspaltung und Abwertung des als weiblich konnotierten Anderen und der diesem zugeschriebenen und real mehrheitlich zugewiesenen gesellschaftlichen Bereiche (Reproduktion) und Sphären (Privatsphäre) innerhalb der kapitalistischen Variante sozialer Organisation, die Scholz als das „warenproduzierende Patriarchat“ beschreibt. Ihr zentrales Theorem der Wert-Abspaltung kommt einer Renaissance der ‚großen Erzählungen‘ nahe – mit dem feinen, aber revolutionären Unterschied, dass es feministische und marxistische Theorieansätze fruchtbar zu integrieren weiß und keiner Haupt-/ Nebenwiderspruch-Logik folgt.

## Programmatische und erkenntnistheoretische Vorüberlegungen zur Kritik der Wert-Abspaltung

Der Aufbau des Buches orientiert sich entsprechend an der erkenntnistheoretischen Logik ihrer Theorie der Wert-Abspaltung. In einem ersten Kapitel skizziert Scholz dazu, unter kritischem Rekurs auf marxistisches Begriffsinstrumentarium, die Grundbegriffe Wert und Wert-Abspaltung. Für die Leser\_innen ist hierfür eine gewisse Vertrautheit mit marxistischer Analyse sicher von Vorteil, wenn auch nicht zwingende Voraussetzung, um den Aufspann der Problematik beziehungsweise ihres Forschungsinteresses zu verstehen. Zumindest sollte man aber mit dem „Fetischismus der Warenform“, dem Begriff der Warenförmigkeit von Arbeit (in ihrer abstrakten Form) etwas anzufangen wissen, um überhaupt in das Gedankengebäude einsteigen zu können. Hier zeigt Scholz gleichsam die Verkürzungen des „traditionellen Arbeiterbewegungsmarxismus“ (S. 18), dessen soziologisch motiviertes Interesse sich im Kern als Phantasma einer möglichen Verteilungsgerechtigkeit *innerhalb* des Bestehenden darstelle:

*„Der absurde Selbstzweck der totalitären Waren- und Geldform selbst ist das Problem, während die ‚gerechte Verteilung‘ innerhalb dieser Form den Systemgesetzen und damit den systemischen Restriktionen unterworfen bleibt, also eine bloße Illusion ist. (...) [N]icht die Abschöpfung des abstrakten Reichtums in der unaufgehobenen Geldform ist das entscheidende Problem, sondern diese Form selbst.“ (S. 19)*

In diesem System der Produktion für anonyme Märkte um des fetischisierten (Mehr-)Wert willens – nicht etwa für die Bedürfnisse der darin lebenden und arbeitenden Menschen – bedient sich das

System Kapitalismus einer bequemen Lösung seiner Selbstreproduktion: Es spaltet das Gesamt des Reproduktiven in den Bereich des Privaten und vermeintlichen Nicht-Werts ab. Dieser Prozess der Abspaltung hat weitreichende Konsequenzen für die kapitalistische Gesellschaft als Ganzes und für die Frauen im Besonderen. Denn die Abspaltung zielt auf die reproduktiven Tätigkeiten, die heute zumeist unter dem Schlagwort „Care“ in linken und linksfeministischen Zusammenhängen diskutiert werden und die seit der Moderne immer schon als klassisch „weiblich“ verstanden und überwiegend an Frauen delegiert worden sind. Während aktuelle Care-Ansätze sich – ähnlich dem Arbeitermarxismus – noch mit der Frage der Verteilungsgerechtigkeit innerhalb des Bestehenden – der patriarchal-kapitalistischen Wirklichkeit – zu befassen scheinen, nimmt Scholz quasi gleich den ganzen falschen Systemzusammenhang in Augenschein:

*„Das Abgespaltene ist kein bloßes ‚Subsystem‘, (...) sondern wesentlich und konstitutiv für das gesellschaftliche Gesamtverhältnis (...) zwischen Wert und Abspaltung (...). Es handelt sich um die beiden zentralen, wesentlichen Momente desselben in sich widersprüchlichen und gebrochenen gesellschaftlichen Verhältnisses, die auf demselben hohen Abstraktionsniveau erfaßt werden müssen.“ (S. 21)*

## **Revisited: Das „Private“ ist politisch**

Vor diesem Hintergrund nimmt Scholz im zweiten Teil des Buches eine kritische Revision linksfeministischer Theorieklassiker der Zweite-Welle-Frauenbewegung vor, um ihre Position einer radikalen Kritik am warenproduzierenden Patriarchat und seinen geschlechtsspezifischen Implikationen analytisch-inhaltlich (auf kulturell-symbolischer, materiell-ökonomischer und soziopsychischer Ebene) und bezüglich ihrer Reichweite (ab Moderne bis in die Postmoderne) abzustecken. Im Anschluss legt Scholz im zentralen Teil des Buches die Grundzüge ihrer Wert-Abspaltungs-Kritik in zwölf Punkten dar und bestimmt sie definitorisch und programmatisch. Die Wert-Abspaltung ist demnach *das* eine „übergeordnete Formprinzip“ (S. 126), das als zentrales Vergesellschaftungsprinzip fungiert, indem es „die Gesellschaft auf grundlegende Weise als Ganzes strukturiert“ (S. 117). Die thesenartig formulierte Annäherung an das „Wesen“, das heißt die „Meta-Struktur“ (S. 125), des modernen kapitalistischen Patriarchats lässt sich zentral in der Trennung zwischen Privatheit und Öffentlichkeit verorten. Diese grundlegende und hierarchisierende Spaltung ist auf der kulturell-symbolischen Ebene als das wirkmächtige System der dualistischen Zweigeschlechtlichkeit (Mann/Frau) im modernen Sinne vermittelt, welchem auf der materiellen Ebene die Spaltung in abstrakte Arbeit und „Hausarbeit“ korrespondiert. Das Grundmuster der Wert-Abspaltung – Öffentlichkeit-Privatheit, Produktion-Reproduktion, Mann-Frau – schlägt sich dabei „als Verdrängung/Abspaltung des Weiblichen, die Abwertung der realen Frauen und die Existenz männlicher Dominanz in psychischen Tiefenschichten“ (S. 121) nieder und ist dort wirkmächtig. Als der unbewusste Anteil aller in diesem System des warenproduzierenden Patriarchats Sozialisierten erklärt der gesellschaftlich-dialektisch vermittelte Androzentrismus (also eine den Mann/das Männliche ins Zentrum des Denkens stellende Anschauung) – als eine Art „psychogenetisches Unterbauphänomen“ (S. 120) – ob seiner Tiefenverankerung letztlich auch die Reproduktion des Systems „Wert-Abspaltung“ selbst. Und mithin die Fortdauer der asymmetrischen Geschlechterverhältnisse in die Postmoderne hinein – trotz und neben aller kulturalistisch-interaktionistisch bemühten Brechungen, Umcodierungen und ‚Verwirrungen‘ rund um Geschlecht (beziehungsweise „gender“). Geschlechterverhältnisse können sich, oberflächlich betrachtet, auf der Ebene der Erscheinungen (der Phänomene) schon wandeln – die der Wert-Abspaltung (dem Wesen) immanente Spaltung und Hierarchisierung ‚männlich-weiblich‘ bleibt darin dennoch erhalten und weiter wirksam.

## **Kritik: Patriarchat ist Androzentrismus... – ist Patriarchat?**

Widmet Scholz der Begriffserläuterung zu Wert, Abspaltung und Wert-Abspaltung zwei ganze Kapitel, verwundert es in der Gesamtschau ihres Werks doch sehr, dass sie es komplett unterlässt,

ihren wesentlichen Bezugsrahmen (Patriarchat) in seiner historischen Entstehung zu reflektieren und einzubeziehen. Stattdessen erfolgt der Bezug auf „Patriarchat“ anscheinend willkürlich gesetzt erst ab der Moderne (Aufklärung und kapitalistische Produktionsweise). Doch existiert ein ‚System Patriarchat‘ nun schon zwei bis drei Jahrtausende länger als das titelgebende, spezifisch neuzeitliche, und in Gesellschaften, die noch nicht einmal ansatzweise kapitalistisch zu nennen sind. Insofern untersucht Scholz nur eine besondere Ausprägung ihres Bezugsrahmens (zur Erinnerung: ‚warenproduzierendes Patriarchat‘) – nämlich das Moment des Kapitalistischen beziehungsweise Warenförmigen – nicht jedoch das explizit Patriarchale selbst. So scheint es insgesamt, als fielen bei Scholz der Begriff des Patriarchalen mit dem des Androzentrismen schlicht in eins, wenngleich schon der Logik nach ersteres (Patriarchat) als grundlegendes „Wesen“ von Gesellschaft nicht in einem seiner phänomenologisch rekonstruierbaren, spezifischen Aspekte (Androzentrismus) aufgehen kann. Ein wesentlicher begrifflich-theoretischer Bestandteil der Wert-Abspaltung fällt so auf 233 Seiten inspirierender Theorielektüre schlichtweg einfach unter den Tisch. Dies muss gerade vor dem Hintergrund einer derart theoretisch groß aufgezogenen Gesamtschau der feministisch-marxistischen Grundlagenforschung als erhebliche Sollbruchstelle der theoretischen Genese der Wert-Abspaltungskritik bezeichnet werden.

## Fazit

Es handelt sich beim „Geschlecht des Kapitalismus“ um ein in Schreibstil und Tiefe sehr anspruchsvolles Werk, das ein grundlegendes Vorwissen marxistischer und links-/feministischer Diskurse und Theorien voraussetzt. Es handelt sich mithin um ein wissenschaftliches Fachbuch, was den Leser\_innenkreis sicher auf einen eher akademischen einschränken wird. Nichtsdestotrotz: Scholz' Kritik der Wert-Abspaltung ist aufschlussreich für all jene interessierten Leser\_innen, die sich schon länger mit der Frage befassen, wie angesichts des allgegenwärtigen Verschwindens traditioneller Geschlechternormen in der Postmoderne die faktischen Geschlechterverhältnisse und die Zugänge zu gesellschaftlichen Ressourcen und Einfluss nahezu unverändert hierarchisch zwischen den Geschlechtern verteilt sind, immer noch zu Ungunsten der Frauen. Weil Geschlecht und Geschlechterverhältnisse in der sozialen Realität eben doch mehr sind als eine bloß diskursiv-papiergewordene Verhandlungsmasse und der neoliberale „Flexi-Kapitalismus“ auch die Brüche und Umschreibungen von ‚sex und gender‘ in der Postmoderne mitzudenken und in seinem Sinne zu integrieren weiß, ist Scholz' Theorie der Wert-Abspaltung so inspirierend wie wertvoll. Dies gilt insbesondere für das Zusatzkapitel („Towards a Big Theory“), das der erweiterten Neuauflage von 2011 zugefügt wurde. Darin setzt sich Scholz kritisch und geradezu bissig-satirisch mit den postmodernen Absurditäten rund um die Systemintegration von fetischisierter ‚Queerness‘ und Gender-Dekonstruktivismen in den neoliberalen „Flexi-Kapitalismus“ auseinander. Und seziert diese am eingängigen Beispiel poppiger Phänomene in Mittelschichtsfeminismen („Alphamädchen“ und „Top Girls“) als das, was „Feminismus“ in bestimmten Kreisen (mittlerweile geworden) ist: eine kapitalismuskompatible Form des Way of Life, der sich nurmehr den Anschein gibt, politisch im feministischen Sinne zu sein, und sich „vor lauter Vervielfältigung und Verquasung selbst nicht mehr kennt“ (S. 210). Ein wichtiges neues Standard(?) -Werk der feministischen Debatte!

Roswitha Scholz 2011:

Das Geschlecht des Kapitalismus. Feministische Theorie und die postmoderne Metamorphose des Patriarchats.

Horlemann Verlag, Angermünde.

ISBN: 978-3-89502-311-8.

224 Seiten. 14,90 Euro.

**Zitathinweis:** Melanie Götz: Nach der Dekonstruktion. Erschienen in: Marxistischer Feminismus. 34/ 2015. URL: <https://kritisch-lesen.de/c/1242>. Abgerufen am: 02. 01. 2019 15:12.

# Care als Ware – ein Widerspruch?



**Silke Chorus**

Care-Ökonomie im Postfordismus

Perspektiven einer integralen Ökonomie-Theorie

*Silke Chorus untersucht das „Zur-Ware-Werden“ von Sorgearbeit und geht dem Widerspruch zwischen sozialer Reproduktion und kapitalistischer Produktionsweise nach.*

Rezensiert von [Anna Köster-Eiserfunke](#)

Ausgehend von der Diagnose, dass bisher über die Transformation von *Care* im Postfordismus wenig Systematisches gesagt wurde, möchte Silke Chorus in ihrem Buch „Care-Ökonomie im Postfordismus“ eine „Skizze von Ansatzpunkten für eine ökonomische, kritische *und* feministische Perspektive [leisten], in der Geschlechterverhältnisse und Care-Arbeiten von Anfang an, d.h. integral einbezogen werden“ (S. 21, Herv. i. O.). Hierfür nutzt sie eine „Methode der spiralförmigen Erkenntnisgewinnung“ (S. 22). Sie möchte also vom Abstrakten zum Konkreten vordringen und stellt daher zunächst einen theoretischen Rahmen bereit, wendet sich anschließend der Entwicklung warenförmiger Care-Dienstleistungen zu und reflektiert abschließend (Krisen-)Tendenzen dieser Entwicklung.

Zunächst erarbeitet sie inhaltliche Dimensionen von Care-Arbeit, wie sie in der feministischen Ökonomik diskutiert werden. Care orientiert sich demnach an den Bedürfnissen anderer Personen, findet in persönlichen, zwischenmenschlichen Beziehungen statt, ist zeitintensiv und kann nur bedingt rationalisiert werden. Welche (ökonomischen) Auswirkungen hat es nun, wenn diese Tätigkeiten in zunehmendem Maße zur Ware und über den Markt organisiert werden? Um diese Frage anzugehen, wendet sich Chorus der Regulationstheorie zu. Zentral für sie ist, dass in konkreten kapitalistischen Gesellschaftsformationen und Akkumulationsregimen unterschiedliche Produktionsweisen und gesellschaftliche Verhältnisse, so auch Geschlechterverhältnisse, miteinander artikuliert sind und zusammen ein soziales Ganzes bilden. Denn „produktive Arbeit“ allein kann „noch keine gesellschaftliche Reproduktion im umfassenden Sinne gewährleisten“ (S. 74). Unter „produktiver Arbeit“ versteht Chorus im Anschluss an Karl Marx Arbeit, die Mehrwert schafft und dem Kapitalverhältnis subsumiert, also unterstellt ist. Sie möchte damit keine unterschiedliche Wertigkeit von Arbeiten postuliert, sondern diese analytisch differenzieren.

Diese Perspektive stärkt sie unter Bezug auf die *Feminist Global Political Economy*, indem sie das Konzept der „sozialen Reproduktion“ nutzt. Hiermit fasst Chorus alles „was zu einer bestimmten Zeit an einem bestimmten Ort ‚notwendig‘ ist, damit eine Gesellschaft in ihrer jeweils spezifischen Form existiert, d.h. sich reproduziert und/oder verändert“ (S. 83). Somit kommt sie zu ihrer zentralen These:



*„Produktionsweise und soziale Reproduktion sind dann also widersprüchlich aufeinander bezogene Bestandteile eines integrierten, durch eine Vielzahl gesellschaftlicher Verhältnisse strukturierten, sozio-ökonomischen Gesamtprozesses [...], die sich in ihren jeweils dominierenden Funktionslogiken und Handlungsorientierungen widersprechen und brauchen. [...] Handlungsräume, die nach einer nicht-kapitalistischen Logik funktionieren, sind also eine Voraussetzung für die menschliche Existenz, die Existenz eines gesellschaftlichen Zusammenhangs und die Produktion und Reproduktion der Ware Arbeitskraft“ (S. 86, Herv. i. O.).*

## **Care im „Postfordismus-Labor“ von New York City**

Der Kommodifizierung, also dem „Zur-Ware-werden“ von Sorgearbeit, geht Chorus am Beispiel von drei unterschiedlichen warenförmigen Care-Dienstleistungen in New York nach. Diese unterschiedlichen Formen von Care sind eingebettet in ein Workfare-Regime, in welchem alle Personen, unabhängig vom Geschlecht, dazu gedrängt werden, ihre Arbeitskraft zu verkaufen.

Die Betreuung von Kindern im eigenen Haushalt wird in New York daher oft durch sogenannte Domestic Workers („Hausarbeiterinnen“) realisiert. Diese Arbeit wird privat bezahlt und geht notwendig mit einer großen Lohnspreizung zwischen den Care-Arbeiter\_innen und ihren Arbeitgeber\_innen einher. Obwohl sie gegen Lohn ausgeführt wird, ist sie nicht Bestandteil der „produktiven Arbeit“, weil durch sie kein Mehrwert erzeugt wird. Sie kann vielmehr eingekauft werden, weil im Lohn der Arbeitgeber\_innen-Haushalte nach Chorus gewissermaßen ein Domestic-Worker-Lohnanteil enthalten ist. Die Arbeit ist schlecht entlohnt und wird vielfach von undokumentierten, migrantischen Frauen geleistet. Als gesellschaftliche Bedingungen dieser Arbeit werden damit neben Wohlfahrts- und Genderregimen auch Migrationsregime und globale soziale Ungleichheiten sichtbar sowie eine Geschichte rassifizierter Arbeitsteilung. Weiße Rollenmodelle und Weiblichkeitsentwürfe wurden erst durch die Auslagerung von Care-Work an Frauen of color möglich. Zweitens stellt Chorus „Home based Child Care“ als Form bezahlter Care-Arbeit vor. Diese Form wird staatlich subventioniert, stellt aber ebenfalls keine produktive Arbeit im Sinne von Marx dar, da auch hier Care-Arbeit von selbstständigen Frauen geleistet wird. Schließlich werden pflegebedürftige Menschen im eigenen Haushalt in New York auch noch im Rahmen von Home (Health) Care medizinisch versorgt und betreut. Dies ist der einzige von Chorus vorgestellte Care-Bereich, in welchem Profite realisiert werden können, da hier 82 Prozent der Gesamtfinanzierung auf staatlichen Programmen beruht und (profitorientierte) Unternehmen in die Durchführung der Care-Arbeiten eingebunden sind.

## **Widersprüche?**

Chorus macht somit deutlich, dass in den postfordistischen Care-Sektoren staatliche Politiken und Regulierungen einen wesentlichen Faktor ausmachen. Gleichzeitig verschieben sich mit der Kommodifizierung von Care Konfliktlinien und politische Ansatzpunkte.

*„Mit der Kommodifizierung von Care wird der strukturelle und grundsätzliche Widerspruch im Kapitalismus zwischen Produktion und sozialer Reproduktion, der in der bisherigen Geschichte v.a. im vergeschlechtlichten ‚Äußeren‘ der Geld- und Warenökonomie kanalisiert wurde, nunmehr auch innerhalb der Geld- und Warenökonomie deutlich sichtbar“ (S. 275).*

Chorus geht daher abschließend einer Reihe von Tendenzen nach, welche nach ihrer Analyse die Kommodifizierung von Care an Grenzen treiben und (ökonomische) Krisenentwicklungen hervorrufen können. Wie Chorus selbst anmerkt sind einige dieser Krisentendenzen, wie beispielsweise ein tendenzieller Fall der Profitrate, innerhalb der marxistischen Debatten umstritten. Chorus entscheidet sich für ein „moderat materialistisches Verständnis von Tendenzen und Grenzen“ (S. 255), womit sie allgemeine Tendenzen im Rahmen kapitalistischer Produktionsweisen annimmt, jedoch auch in Rechnung stellt, dass diese „auch zu einem gewissen

Grad kontingent [sind] und [...] von Prozessen und Entwicklungen ab[hängen], die nicht der Kontrolle des Kapitals unterliegen“ (S.255) und daher teilweise auch auf Gegenteilstendenzen stoßen.

Als einen wesentlichen Punkt streicht sie zunächst heraus, dass der Profit in den vorgestellten Care-Sektoren aus einem „Wertetransfer und nicht einem Wertzuwachs resultiert“ (S. 263). Staatliche Programme und Subventionen bilden die finanzielle Grundlage für die genannten Care-Dienstleistungen. Aus Perspektive des Gesamtkapitals entstehe hier somit kein Mehrwert. Schlecht bezahlte Care-Arbeiter\_innen (aber nicht nur sie) könnten darüber hinaus nicht genügend konsumieren, um die kapitalistische Überproduktion zu kompensieren. Außerdem führe die wachsende organische Zusammensetzung des Kapitals, also nach Marx die wachsende Bedeutung maschineller Produktionsmittel im Verhältnis zur menschlichen Arbeitskraft, nach Chorus zu einem relativen Anstieg der Kosten im (zeitintensiven) Care-Sektor, denn Care-Leistungen und die Pflege von Menschen können nicht in gleichem Umfang wie andere Produktionsabläufe rationalisiert und zeitlich verdichtet werden. Vielmehr gehen bestehende Rationalisierungstendenzen von Care mit einem massiven Absinken der Qualität einher, was gesellschaftliche Care-Fragen aufwirft. Die Grenze der Kommodifizierung von Care ist in Chorus' Augen nicht allein ökonomisch zu bestimmen, sondern „[d]iese Grenze ist eine gesellschaftlich gesetzte und verhandelbare, die historisch spezifisch und umkämpft ist“ (S. 256).

Ihrem explizit formulierten Anspruch, auch Geschlechterverhältnisse integral in die Ökonomietheorie einzubeziehen, wird Chorus in diesem Buch leider nicht umfassend gerecht. Denn die Untersuchung, wie Geschlechterkonstruktionen hergestellt und Arbeitsteilungen durchgesetzt werden – aber auch in Veränderungen begriffen sind – bekommt verhältnismäßig wenig Raum in ihrer Argumentation. Geschlechtsspezifische Zuordnungen von Arbeiten erscheinen vielmehr tendenziell als (historisch) gesetzt, ohne selbst in ihrer Dynamik einbezogen zu werden. Ihr Buch bietet jedoch interessante Denkanstöße und Zusammenführungen, wie (kommodifizierte) Care-Work (regulationstheoretisch) zu denken ist und welche Rolle sie in ökonomischen Krisenentwicklungen spielen kann. Obwohl Chorus auch auf gesellschaftliche Normen, Rollenbilder und Lebensweisen hinweist, verbleibt ihre eigene Krisenanalyse letztlich allerdings weitgehend im ökonomischen Bereich.

Silke Chorus 2012:

Care-Ökonomie im Postfordismus. Perspektiven einer integralen Ökonomie-Theorie.

Verlag Westfälisches Dampfboot, Münster.

ISBN: 978-3-89691-915-1.

305 Seiten. 29,90 Euro.

**Zitathinweis:** Anna Köster-Eiserfunke: Care als Ware – ein Widerspruch? Erschienen in: Marxistischer Feminismus. 34/ 2015. URL: <https://kritisch-lesen.de/c/1240>. Abgerufen am: 02. 01. 2019 15:12.

# (Politische) Übersetzungsprozesse zwischen Theorien und Praxen



Melanie Groß, Gabriele Winker (Hg.)

Queer- | Feministische Kritiken neoliberaler Verhältnisse

*Der Band analysiert queer- |feministische und intersektionale Ungleichheitsverhältnisse im Neoliberalismus und fragt konsequent nach (teils noch un-)möglichen, alternativen Praxen.*

Rezensiert von [Alexander Bahr](#)

Das „Eingreifen in politische Praxen“ (S. 8) von queer- |feministischen Projekten habe in den letzten Jahren an Bedeutung verloren, so die Ausgangsthese des Bandes „Queer- |Feministische Kritiken neoliberaler Verhältnisse“ von Melanie Groß und Gabriele Winker. Die Autorinnen\* des Bandes nehmen es sich deshalb zur Aufgabe, wichtige theoretische Erkenntnisse in politische Praxen und vice versa einfließen zu lassen, um damit „Übersetzungsprozesse voranzubringen“ (ebd.).

Allen Beiträgen im Band ist zu Eigen, dass sie versuchen, die Trennung von Theorien auf der einen und Praxen auf der anderen Seite zu überwinden. Dabei werden der neoliberale Kapitalismus und verschiedene Herrschaftsverhältnisse in ihrer Aktualität und Gleichzeitigkeit analysiert und ihnen emanzipatorische politische Praxen zur Seite gestellt. Dazu werden in allen Beiträgen intersektionale Perspektiven eingenommen, um der wechselseitigen Verwobenheit von Herrschaftsverhältnissen gerecht zu werden. Insgesamt konzentrieren sich die Autorinnen\* auf die Herrschaftsverhältnisse Rassismus, Klassismus sowie Heteronormativität.

## Fokus Reproduktionsarbeit

Den Anfang macht Gabriele Winkers Beitrag „Traditionelle Geschlechterordnung unter neoliberalem Druck. Veränderte Verwertungs- und Reproduktionsbedingungen der Arbeitskraft“. Darin beleuchtet sie\* mittels der Marx'schen Arbeitswerttheorie „am Beispiel der BRD die miteinander verwobenen Veränderungen der ökonomischen Produktion und der sozialen Reproduktion“ (S. 16). Als Raster dienen ihr hierfür sowohl betriebliche, arbeitsmarktpolitische als auch sozialpolitische Entwicklungen seit den 1960er Jahren, die sie\* heteronormativitätskritisch nach Veränderungen der Geschlechterordnung und Familienformen befragt. Abschließend zeigt Gabriele Winker mit vier Handlungsschritten auf, wie unter anderem eine „Realisierung qualitativ hochwertiger Reproduktionstätigkeiten, da diese zentral für die Entfaltung der eigenen Persönlichkeit jedes Menschen sind“ (S. 44), geschehen kann.

Unter dem Titel „Neoliberale Refamilisierung & queer-feministische Lebensformenpolitik“ greift Kathrin Ganz den Diskurs der Lebensformenpolitiken aus Perspektive der Gouvernementalitätsstudien auf. Sie\* beschreibt die Etablierung der Eingetragenen Lebenspartner(\*innen)schaft in der BRD und kontrastiert diese mit heteronormativitätskritischen Einsprüchen und Alternativen. Kathrin Ganz erweitert die Diskussion um die Funktionsweisen von Familien innerhalb der derzeitigen neoliberalen Gouvernementalität. Denn, so die Autorin\*, die aktuellen Refamilisierungstendenzen zeitigen weniger emanzipatorische Spielräume für und von

verschiedensten Lebensformen, sondern sie verdeutlichen vielmehr den Abbau sozialer Sicherungssysteme und die damit einhergehende Privatisierung von Risiken und Verantwortungen. Nach der funktionalen Verortung wendet sich Kathrin Ganz dem Aufruf „Beyond Same-Sex Marriage“ in den USA zu, um zum einen queere Gegenstrategien und Alternativen zur Eingetragenen Lebenspartner(\*innen)schaft zu skizzieren und um zum anderen Leerstellen und neoliberale Ambivalenzen hervorzuheben. In ihrem\* Resümee tritt sie für neue Lebensformen- und Familienpolitiken ein, die „sich der Logik von Verwertbarkeit und Verantwortung an gewissen Punkten widersetzen“ (S. 74).

Im letzten Beitrag des ersten Schwerpunkts widmet sich Kathrin Englert „Globalisierte[n] Hausarbeiterinnen[\*] in Deutschland“. Sie\* eröffnet den Beitrag mit Hintergründen zum Bedarf migrantinischer\* Hausarbeiterinnen\* in Deutschland. In einer internationalen Perspektive stellt sie\* die Folgen von Migration für „Frauen[\*,] ihre[\*] Familien und die Situation in den Herkunftsländern“ (S. 81) dar. Anschließend untersucht sie\* auf bundesdeutscher Betrachtungsebene die Arbeitssituation von migrantinischen\* Hausarbeiterinnen\*. Dabei lässt sich herausstellen, dass die „global eingekaufte Versorgungsarbeit“ (S. 93) der Migrantinnen\* sowohl Mittelschichtsfamilien als auch dem Wohlfahrtsstaat Deutschland bei der Gewinnmaximierung hilft. Folgerichtig tritt Kathrin Englert für die gesellschaftliche Anerkennung von Reproduktionsaufgaben und die Veränderungen von Migrations- und Arbeitspolitiken ein.

## **Fokus Politische Aktionsformen**

Den Schwerpunkt zu politischen Aktionsformen eröffnet Dorothee Greve mit dem Beitrag „Migrantinnen[\*] in der Hausarbeit und feministischer Widerstand“. Dabei folgt sie\* der Figurationssoziologie Norbert Elias', einem Ansatz, der individuelle Verhaltensweisen in Abhängigkeit von Gruppenstrukturen zu erklären versucht. Dorothee Greve macht mit diesem die Konstruktionsprozesse und Machtdifferenzierungen zwischen „Etablierten“ und „Außenseiter\*innen“ nachvollziehbar. Dabei zeigt sie\* auf, dass Migration heterogen ist und verschiedene Herrschaftsverhältnisse wirkmächtig sind. Der Rückgriff auf die Figurationssoziologie dient ihr\*, um geschlechtsspezifische und rassifizierende Strukturen und Phänomene zu erläutern. Vor diesem Hintergrund diskutiert sie\* schließlich Möglichkeiten der Verbesserung der Lebensbedingungen und Rechte von Migrantinnen\*. Betont werden dabei Praxen, die helfen, Machtdifferenzierungen abzubauen und Migrantinnen\* im Haushalt zu bestärken.

Als eine weitere politische Aktionsform stellt uns Stefanie Bentrup ein „Feministisches Queer-Lesen der Debatte um ein bedingungsloses Grundeinkommen“ vor. Sie\* befragt die Konzepte und Debatten nach „eine[r] politische[n] Strategie, Kapitalismuskritik zu artikulieren“ (S. 130). Bei der Umsetzung dieses Vorhabens deckt sie\* aus queer-feministischer Perspektive verschiedene Leerstellen und ausgeblendete Blickwinkel auf – beispielsweise, dass es wenige Vorschläge zum bedingungslosen Grundeinkommen aus feministischen und keine aus queeren Perspektiven gibt. Des Weiteren eröffnet sie\* eine globale Dimension und führt das Konzept des sexuellen Arbeitens ein, um „[k]omplexe Zusammenhänge von Arbeitsbedingungen und Geschlecht in Bezug auf affektive, emotionale und kommunikative Arbeit [...] durch Einbeziehung des Aspektes der Heteronormativität erst sichtbar“ (S. 142) werden zu lassen. Als Fazit konstatiert Stefanie Bentrup, dass das Streiten für ein bedingungsloses Grundeinkommen nur eine Strategie im Kampf gegen den Kapitalismus darstellt und dass auch dieses Streiten nach den verschiedenen Positionierungen und Marginalisierungen fragen muss.

Nach Ausschlüssen innerhalb queerer Kontexte fragt auch Christiane Wehr in „Queer und seine Anderen. Zu den Schwierigkeiten queerer Bündnispolitik zwischen Pluralismusansprüchen und Dominanzeffekten“. Dabei nimmt sie\* sich besonders der „Kritiken von Migrant\_innen, Queers of Color und nicht mehrheitswestlichen Queers an queeren Communities“ (S. 151) an. Sie\* zeigt auf, wie *Weißsein* privilegiert und wie die Konstruktion von „Anderen“ Diskriminierungen und Ausschlüsse re/produziert. Ihr\* Ziel besteht darin, queere/n Anspruch und Wirklichkeit

miteinander abzugleichen. Schließlich leitet sie\* aus den Kritikpunkten Möglichkeiten ab, um einem queer gerecht(er) zu werden, das nicht nur mögliche Handlungsfähigkeiten erhält, sondern schafft. Vor allem werden das Bewusstsein für eine eingeschränkte Urteilsfähigkeit – insbesondere durch *Weißsein* – und Praxen der Selbstrepräsentation als Möglichkeiten gefordert.

Zum Abschluss des Bandes widmet sich Melanie Groß „Feministische[m] Widerstand aus post-/queer-/linksradikal-feministischer Perspektive“. Sie\* gibt Einblicke in einige ebendieser Gruppen und deren Selbstverständnisse und Angriffsziele. Die Bedeutung und Wirkmächtigkeit von Widerständigkeit, so wird deutlich, wachsen vor allem aus der Vielfältigkeit der interventionistischen Praxen. So wird es möglich, „gleichzeitig verschiedene Macht- und Herrschaftsformationen anzugreifen“ (S. 169). Ziele der Angriffe sind – in Abhängigkeit vom Selbstverständnis der jeweiligen Gruppe – Normativität, Zuschreibung und Wirkmächtigkeit. Wie ein Fazit des gesamten Bandes liest sich auch das Fazit dieses Beitrags: Widerstände müssen vielfältig und komplex gedacht und gelebt werden, um Veränderungen in Herrschaftsverhältnissen bewirken zu können.

## Resümee

Melanie Groß und Gabriele Winker charakterisieren den Entstehungsprozess des hier besprochenen Bandes so: „Dieser Prozess war anstrengend, mit harter Arbeit verbunden und hat uns gleichzeitig viel Spaß gemacht und zu einer Reihe neuer Lernprozesse geführt“ (S. 8). Ich behaupte, dass dies auch für den Prozess des Lesens, Verstehens und Nachgehens der verschiedenen Bandbeiträge und Argumentationstränge gilt!

Das verfolgte Anliegen der „Übersetzungsprozesse“ (ebd.) besteht darin, mit theoretischen und empirischen Erkenntnissen verschiedene Ungleichheitsverhältnisse und Marginalisierungspraxen zu analysieren, um aus diesen kritische und emanzipatorische Handlungsperspektiven abzuleiten. Die anvisierte Verknüpfung von Theorien und (politischen) Praxen gelingt den Autorinnen\* durchgängig. Es werden zum einen komplexe und thematisch breit aufgestellte Analysen dargelegt, zum anderen liegt der Fokus auch immer auf Handlungsfähigkeit und Ermächtigung sowie auf deren Reflexionen.

Überaus produktiv setzen die Autorinnen\* ihre queer-|feministischen Verständnisse in Verbindung zu intersektionalen Perspektiven, um der Verwobenheit von multiplen Herrschaftsverhältnissen und deren Kategorisierungsprozessen sowie dem Kapitalismus – in Form der neoliberalen Programmatik – gerecht zu werden. Bedauerlich ist allerdings, dass auf das Herrschaftsverhältnis Bodyismus verzichtet wurde. Insgesamt lässt sich festhalten, dass aufgrund solcher Syntheseleistungen nicht nur bisher „tote[...] (Blick)Winkel“ (S. 130) eingenommen und Leerstellen erhellt werden, sondern sich neue Erkenntnisse und Handlungschancen sowie alternative Kampfstrategien und Spielräume für diverse Existenzweisen eröffnen.

Einen „toten (Blick)Winkel[...]“ (ebd.) können wir bei der Lektüre des Bandes allerdings auch ausfindig machen: das fehlende Benennen des Kapitalismus. Die Fokussierung auf das „neoliberale Projekt“ (S. 8) trifft selbstverständlich die berechtigte Kritik an den Umwandlungen von Gesellschaft und Staatlichkeit seit den 1970er Jahren weltweit und seit den 1990ern insbesondere in Deutschland; darunter zum Beispiel „eine Universalisierung von Marktmechanismen [...] und damit die Ausrichtung möglichst vieler gesellschaftlicher Bereiche an kapitalistischen Verwertungsinteressen“ (ebd.). Allerdings können wir dieses „neoliberale Projekt“ durchaus als Aktualisierung oder (Weiter-)Entwicklung des Kapitalismus verstehen. Diese Erkenntnis bleibt leider zwischen den Zeilen versteckt, eine explizite Kritik am Kapitalismus – und damit nicht nur an seiner derzeitigen Ausformung – hätte die Untersuchungen des Bandes und deren Schlagkraft gestärkt. Trotzdem bleibt „Queer-|Feministische Kritiken neoliberaler Verhältnisse“ selbstverständlich ein sehr gelungener Band, den wir nicht nur lesen können, sondern den wir lesen sollten!

Anmerkung

Um hegemoniale Heteronorm(alis)ierungen aufzubrechen, verwende ich durchgängig eine \* Form.

Melanie Groß, Gabriele Winker (Hg.) 2007:

Queer-|Feministische Kritiken neoliberaler Verhältnisse.

Unrast Verlag, Münster.

ISBN: 978-389771-302-4.

191 Seiten. 14,00 Euro.

**Zitathinweis:** Alexander Bahr: (Politische) Übersetzungsprozesse zwischen Theorien und Praxen.

Erschienen in: Marxistischer Feminismus. 34/ 2015. URL: <https://kritisch-lesen.de/c/1243>.

Abgerufen am: 02. 01. 2019 15:12.

# Permanente Krise



**trouble everyday collective**  
Die Krise der sozialen Reproduktion  
Kritik, Perspektiven, Strategien und Utopien

*Das Buch zeigt, wie die Widersprüche des Kapitalismus von einem feministischen Standpunkt aus betrachtet werden können.*

Rezensiert von [Andrea Strübe](#)

Die Zielsetzung des Kollektivs, das den kurzen Einführungsband zur „Krise der sozialen Reproduktion“ vorgelegt hat, geht voll auf. Diese bestand einerseits darin, die Kritik der politischen Ökonomie mit Debatten des Queer-Feminismus zu verbinden, und andererseits die eigenen Diskussionsergebnisse in einem einführenden, unakademischen Text festzuhalten. Mit einer breiten Aufarbeitung historischer und politischer Entwicklungen auf den Feldern der Produktion und der sozialen Reproduktion in einer sprachlich und inhaltlich voll nachvollziehbaren Weise ist den Autor\_innen gelungen, was viele versuchen.

Das Anliegen, Kapitalismuskritik und Queer-Feminismus zu verbinden wird eingangs kurz erläutert:

*„Auch uns ist die Verknüpfung der beiden Theorie- und Politikrichtungen wichtig, da es inzwischen eine queer-feministische Strömung gibt, die ohne jegliche Bezüge zu materialistischer Kritik auskommt. Sie fokussiert sich so stark auf die – durchaus notwendige – Kritik an Sprache und Identität, dass sie dazu tendiert, selbstreferentiell zu werden und grundlegende herrschaftsförmige Strukturen in der Gesellschaft aus dem Blick zu verlieren.“ (S. 8)*

Zugleich kämen antikapitalistische Strömungen ohne eine Analyse der Geschlechterverhältnisse aus. Für die Fokussierung der sozialen Reproduktion und ihrer Krisen ist diese Verknüpfung jedoch unerlässlich. Denn die für die kapitalistische Reproduktion notwendige Teilung der Sphären Produktion und Reproduktion ist eine mitunter vergeschlechtlichte.

Der Reproduktionsbegriff, wie ihn die Autor\_innen verwenden, verweist auf eine Leerstelle in der Marxschen Lesart, die zwar von Reproduktion des Kapitals spricht, jedoch die soziale Reproduktion als Notwendigkeit zum Erhalt des Lebens von der Sphäre der Produktion abtrennt oder ganz ignoriert. Und auch in der breiten Öffentlichkeit geht es bei gegenwärtigen Reden um die Krise meist um eine Krise des Finanzsystems, während missachtet werde, dass es Menschen nicht erst seit dieser schlecht geht. Im Bereich der sozialen Reproduktion ist die Krise permanent. Hier werden die Autor\_innen aktueller Beispiele nicht müde: Prekarisierung und Ausdehnung der Arbeit, Armut, Ausgrenzung, beispielsweise durch Hartz IV oder Rassismus, Wohnungsnotstand. Es sind Bedingungen, die in einer Gesellschaft herrschen, die auf zunehmende Individualisierung und Eigenverantwortung setzt. Mit dem Einnehmen eines Standpunktes der Krise der sozialen Reproduktion begreifen die Autor\_innen die Kapitalakkumulation und soziale Reproduktion im permanenten Widerspruch zueinander.

Mit der Geschichte vergeschlechtlichter Arbeitsteilung wird genau dieser Widerspruch erklärt.

Waren zu Zeiten des Feudalismus Arbeiten kaum geschlechtlich verteilt, wurde im Europa des 16. Jahrhunderts der Grundstein gelegt für die kapitalistische Produktionsweise. Diesen Prozess bezeichnete Marx als jenen der ursprünglichen Akkumulation, also dem Zum-Produktionsmittel-Machen von dem, was zuvor kein Produktionsmittel war. Hier findet die Trennung statt zwischen den Produktionsmittel besitzenden Kapitalist\_innen und den Besitzlosen, die nach ihrer Vertreibung dazu gezwungen waren, ihre Arbeitskraft in den neu entstehenden Fabriken zu verkaufen. Es entwickelt sich das Ausbeutungssystem, das Mehrwert abpresst und investiertes Kapital – erbeutet auf der ganzen Welt und mit abgepresster Arbeitskraft – zu Mehrwert verwandelt.

Die zweite Trennung ist schließlich die von den Sphären Produktion und Reproduktion, von den Bereichen des Kapitals und des Häuslichen. Marxistische Theoretikerinnen wie Rosa Luxemburg und Silvia Federici haben darauf aufmerksam gemacht, dass die ursprüngliche Akkumulation im Bereich der Reproduktion ein nie abgeschlossener Prozess ist. Denn der Kapitalismus braucht ein „nicht-kapitalistisches Außen“ (S. 24), das kapitalisiert werden kann. In der Sphäre der Reproduktion wird Arbeitskraft produziert – ohne allzu hohe Kosten. Der Trennungsprozess von Produktion und Reproduktion, der Frauen – mitunter gewaltsam – in die unbezahlte, häusliche Arbeit drängte, stellt für den Kapitalismus eine ungeheure Entlastung dar – damals wie heute, wenn auch in je unterschiedlicher Gestalt.

In „Krise der sozialen Reproduktion“ schauen sich die Autor\_innen nach ihrem historischen Abriss vor allem genau diesen Widerspruch zwischen Kapitalakkumulation und sozialer Reproduktion an. Die Versorgung, auch Care genannt, kann im Kapitalismus einerseits kapitalisiert werden, beispielsweise bei privaten Kitas. „Eine Profitsteigerung ist in den Bereichen allerdings nur begrenzt möglich, denn Kinder können nicht wie am Fließband gewickelt oder gefüttert werden.“ (S. 46) Eine Rationalisierung ist in diesen Bereichen nur begrenzt möglich, will man die Reproduktion der Arbeitskraft nicht gefährden. Care stellt also für den Kapitalismus eine grundlegende Arbeit dar, denn ohne Reproduktion der Arbeitskraft keine Produktion. Doch wird diese für den Kapitalismus zu teuer, sinken die Profite.

Deshalb findet Care andererseits im Privaten oder ehrenamtlichen Bereich statt. Hier können zwar keine Profite erwirtschaftet werden, jedoch ist diese Form der Reproduktion auch weniger teuer für die Kapitalvermehrung. „In kapitalistisch organisierten Gesellschaften besteht deswegen die Dynamik der Kapitalakkumulation, die darauf drängt, die Kosten der sozialen Reproduktion gering zu halten“ (S. 47). Unbezahlte Repro-Arbeit trägt also indirekt zur Kapitalvermehrung bei.

Zusammengetragen werden immer auch unterschiedliche Debatten, beispielsweise die Diskussionen um Hausarbeit und verschiedene Krisenanalysen, etwa jene der Überproduktion, des tendenziellen Falls der Profitrate und der Profit-Squeeze-Theorie. All diese Überlegungen werden kurz und verständlich in groben Zügen eingeführt, und wer sich danach vertiefend damit auseinandersetzen möchte, weiß, wo er\_sie ansetzen muss. Eine Kritik an diesen Krisenanalysen bleibt jedoch bestehen und soll mit diesem Buch erneut in den Ring geworfen werden. Die Widersprüche des Kapitalismus sind nicht nur jene zwischen Kapital und Arbeit, sondern grundsätzlich auch jener zwischen Kapitalakkumulation und der sozialen Reproduktion. Je teurer die Reproduktion, desto geringer die Profitmaximierung. Doch andersherum ist sozialer Frieden auch nicht umsonst zu haben. Diesen Widerspruch, so plädiert das Autor\_innenkollektiv, sollte man zumindest in zukünftigen Krisenanalysen auf dem Schirm haben und mit diesen die Verhältnisse umwälzen. Die konkreten Ideen sind ganz praktisch:

*„Es ist wichtig, dass eine Revolution vom Standpunkt der sozialen Reproduktion aus die Lebensverhältnisse der Menschen im Blick hat. Viele Initiativen, Streiks, alternative Strukturen und Kämpfe im Reproduktionsbereich streben bereits heute eine umfassende Umwälzung der Verhältnisse an und machen die Lebensbedingungen der Menschen zum Ausgangspunkt ihrer Transformationsversuche. [...] Wir rufen auf zur Care Revolution!“ (S. 74f.)*



trouble everyday collective 2014:

Die Krise der sozialen Reproduktion. Kritik, Perspektiven, Strategien und Utopien.

Unrast Verlag, Münster.

ISBN: 978-3-89771-126-6.

78 Seiten. 7,80 Euro.

**Zitathinweis:** Andrea Strübe: Permanente Krise. Erschienen in: Marxistischer Feminismus. 34/  
2015. URL: <https://kritisch-lesen.de/c/1256>. Abgerufen am: 02. 01. 2019 15:12.

# Das ist die Wahrheit



**Carolin Amlinger**

Die verkehrte Wahrheit

Zum Verhältnis von Ideologie und Wahrheit bei Marx/Engels,  
Lukács, Adorno/Horkheimer, Althusser und Žižek

*Das Buch seziert das Verhältnis von Ideologie und Wahrheit und eröffnet alte und neue Perspektiven.*

Rezensiert von [Sebastian Friedrich](#)

Schon in den 1980er, spätestens 1990er Jahren ist auch in Deutschland etwas zu Grabe getragen worden, das zuvor der Linken als Orientierung diente. Die Rede ist von der Wahrheit. Unter den Sargträgern befanden sich auch einige Poststrukturalist\_innen, etwa Jean-François Lyotard, der in der Trauerrede das Ende der großen Erzählungen und somit das Ende der universellen Erklärungen verkündete. Er ließ keinen Zweifel daran, dass auch ein marxistischer Gesellschaftsentwurf dahinschied. Kaum war die Wahrheit unter der Erde, rankten sich wilde Spekulationen darum, welchen Charakter sie zu Lebzeiten hatte. Bereits während des Leichenschmauses war zu hören, die Wahrheit sei ein Tyrann gewesen, die keinen Widerspruch und keine Diskussion zuließ.

In den folgenden Jahren erlosch in weiten Teilen der Linken die Erinnerung an die Wahrheit; übrig blieb eine verzerrte Vorstellung von ihr. Die noch verliebenden Marxist\_innen wurden verdächtigt, einen rückwärtsgewandten, allumfassenden und unumstößlichen Wahrheitsanspruch zu vertreten. Was einmal als durchaus berechtigte Kritik an Unantastbarkeit und Kritiklosigkeit begann, wandelte sich zu einem neuen, kritikresistenten Dogma: Es gibt keine Wahrheit.

Doch seit einiger Zeit versuchen sich Linke, etwa Alain Badiou und Slavoj Žižek, wieder an die Wahrheit zu erinnern. In der linken Theoriedebatte wird seither wieder gestritten: um das richtige Entsinnen. Was Wahrheit aus einer materialistischen Perspektive überhaupt meint(e), bleibt indes in den Auseinandersetzungen zumeist unterbelichtet.

Die Soziologin und Philosophin Carolin Amlinger hat sich auf die Suche nach dem vergessenen Wahrheitsbegriff gemacht. Das ist nicht nur verdienstvoll, weil sie damit mehr Sachlichkeit in die Debatte bringt, sondern auch, weil der Terminus in der marxistischen Theorie selten eindeutig gefasst wurde – im Gegensatz zu Ideologiekonzepten, zu denen es Regalkilometer an marxistischen Abhandlungen gibt. Da Ideologien, wie Amlinger ausführt, in einem dialektischen Verhältnis zur Wahrheit stehen, ist es einleuchtend, dass die jeweiligen Ideologiebegriffe entscheidende Ansatzpunkte sind, um sich an Wahrheit zu erinnern.

Die Entfaltung der marxistischen Wahrheitsbegriffe bei den von Amlinger untersuchten Arbeiten von Karl Marx und Friedrich Engels, Georg Lukács, Theodor W. Adorno und Max Horkheimer, Louis Althusser und Slavoj Žižek macht deutlich, dass es sich keineswegs um einheitliche Verständnisse von Wahrheit handelt. In der „Deutschen Ideologie“ von Marx und Engels steht die Wahrheit im Gegensatz zum falschen Bewusstsein. Und in den Fetischanalysen im „Kapital“ fokussiert Marx dann die Verdinglichung der gesellschaftlichen Verhältnisse. Ideologie ist Warenfetischismus; wahr sind die tatsächlichen gesellschaftlichen Verhältnisse. Diesen Gedanken nimmt insbesondere die Frankfurter Schule auf, auch wenn Lukács eine andere Perspektive entwirft als Adorno und Horkheimer. Althusser fasst Ideologie wiederum deutlich weiter und sieht

sie als ein eigenes Produktionsverhältnis an. Schließlich befasst sich Amlinger mit Žižek, der die gegenwärtige postideologische Ideologie entzaubert.

Die Autorin schafft es eindrucksvoll, die komplexen Ansätze und Begriffe zu verdichten, stellt sie kenntnisreich in Beziehung zueinander und klopft sie hinsichtlich der daraus resultierenden Handlungsoptionen ab. Es ist der Fragestellung und der philosophisch-theoretischen Herangehensweise geschuldet, dass sie dabei manches Mal eine Schleife dreht und auf die für wissenschaftliche Arbeiten üblichen Meta-Erläuterungen zurückgreift. Die in vielen anderen Arbeiten häufig ermüdenden Erläuterungen sind hier angesichts des vergleichsweise schwierigen Gegenstandes allerdings ausnahmsweise hilfreich.

Amlinger hat eine sehr erhellende Arbeit vorgelegt, die sich hervorragend als Einführung in marxistische Ideologie- und Wahrheitstheorie eignet. Aber nicht nur das: Besonders in den ausdrücklich zur Lektüre empfohlenen Fußnoten sowie im kurzen Schlusskapitel stellt sie Bezüge zu aktuellen Diskussionen her, positioniert sich zu diesen weitaus deutlicher als im sonstigen Text und deutet Möglichkeiten einer Ideologiekritik auf der Höhe der Zeit an. Durch die Ausdifferenzierung der Ansätze wird klar, dass mit Ideologiekritik nicht eine statische Analyse und Praxis einhergehen oder Wahrheit absolut und unbeweglich gefasst werden muss, wie manche poststrukturalistische Wahrheitskritiker\_innen auch heute noch allzu schnell behaupten. Doch warum gänzlich auf Wahrheit verzichten, die Amlinger als „Einsicht in die Strukturprinzipien des Kapitalismus“ (S. 171) fasst?

Letztlich hat bei allen Unterschieden eine materialistische Ideologiekritik mit einer im eigentlichen Sinne herrschaftskritischen poststrukturalistischen Diskursanalyse gemein, die tatsächlichen Macht- und Herrschaftsverhältnisse, die die Gesellschaft durchziehen, sichtbar machen zu wollen. Freilich bleibt momentan gerne offen, wohin es gehen soll – geschweige denn, wie dorthin zu gelangen ist. Allein schon deshalb ist es durchaus sinnvoll, Wahrheit und Ideologie wieder auszugraben oder sich zumindest zu erinnern – und sodann zu aktualisieren.

Carolin Amlinger 2014:

Die verkehrte Wahrheit. Zum Verhältnis von Ideologie und Wahrheit bei Marx/Engels, Lukács, Adorno/Horkheimer, Althusser und Žižek.

Laika Verlag, Hamburg.

ISBN: 978-3-942281-63-8.

192 Seiten. 19,90 Euro.

**Zitathinweis:** Sebastian Friedrich: Das ist die Wahrheit. Erschienen in: Marxistischer Feminismus. 34/ 2015. URL: <https://kritisch-lesen.de/c/1252>. Abgerufen am: 02. 01. 2019 15:12.

# Portugal im Aufbruch



**Ismail Küpeli**  
**Nelkenrevolution reloaded?**  
Krise und soziale Kämpfe in Portugal

*Ein Buch über die Krise und Entstehung der sozialen Bewegung in Portugal – und über die Frage, was wir in Deutschland daraus lernen können.*

Rezensiert von [Alina Reinartz](#)

Als es Ismail Küpeli im Sommer 2010 nach Portugal, genauer Porto verschlug, landete er in einem der Länder Europas, welches am stärksten unter den Folgen der Weltwirtschaftskrise 2007 zu leiden hatte. Die Protestwelle, die 2011 durch das ganze Land ging, erlebte er selbst mit. Kurzerhand entschloss er sich, über diese spontane Protestbewegung zu schreiben und ihr damit die Aufmerksamkeit zu verschaffen, die ihr in den deutschen Medien zugunsten der sozialen Bewegung in Spanien verwehrt blieb.

Küpeli, von Haus aus Politikwissenschaftler, Historiker und Aktivist, formuliert gleich zu Beginn, welcher „Selbstanspruch“ (S. 7) dem Buch zugrunde liegt: Es richte sich vor allem an deutschsprachige Aktivist\_innen und Interessierte, denen Küpeli einen Überblick über die aktuellen Probleme Portugals und die Entstehung sozialer Bewegungen ebendort gewähren möchte. Er hofft, so eine die Ländergrenzen überschreitende Diskussion und Kooperation anzuregen, die die vorherrschenden politischen Verhältnisse hinterfragt und bekämpft. Dieser auf „politische Handlungsfähigkeit“ (S. 8) abzielende Ansatz spiegelt sich auch im Konzept des Buches wider, das weitgehend auf Fußnoten verzichtet und „komplexe Zusammenhänge vereinfacht“ (S. 8) darstellt.

In „Nelkenrevolution reloaded? Krise und soziale Kämpfe“ kontextualisiert Küpeli die aktuelle Bewegung mit der Geschichte Portugals und den politischen und ökonomischen Verhältnissen seit der Diktatur unter Salazar. Er analysiert die „neoliberale ‚Krisenbewältigung‘ der EU“ (S. 6) und kritisiert deren undemokratisches Vorgehen. Außerdem geht er der Frage nach, „wie soziale Bewegungen entstehen“ (S. 6) und wie sie dauerhaft politische Relevanz erlangen können.

## Diktatur und Nelkenrevolution

Küpeli skizziert zu Beginn die instabilen Jahre der 1910 gegründeten Ersten Republik, die schließlich in einem autoritären Regime, angeführt von António de Oliveira Salazar, gipfelten. Während eine Welle der Dekolonialisierung über den afrikanischen Kontinent ging, führte Portugal in seinen damaligen Kolonien Angola, Guinea-Bissau und Mosambik aussichtslose Kämpfe gegen die Unabhängigkeitsbewegungen. Dies führte vor allem in der Armee zu einer wachsenden Unzufriedenheit. Dem im Geheimen gebildete *Movimento das Forças Armadas*, eine dem linken Spektrum zuzuordnende Organisation innerhalb der Armee, gelang am 25. April 1974 in einem weitgehend friedlichen Putsch schließlich der Sturz der Diktatur. Dem folgte eine von der Bevölkerung angetriebene politische Revolution, in der Fabriken besetzt, Großgrundbesitzer enteignet und Produktionsmittel verstaatlicht wurden. Sie enthielt zwar Ansätze einer sozialen Revolution, wurde aber von den konservativen und sozialdemokratischen Parteien im Keim

erstickt.

## Neoliberalismus und EU

Investorenflucht, höhere Staatsausgaben und Massenarbeitslosigkeit zwangen die sozialdemokratische Regierung schließlich dazu, zwei Strukturanpassungsprogrammen zuzustimmen, um die nötigen Kredite des *Internationalen Währungsfonds* (IWF) zu erhalten. Die erforderlichen Maßnahmen – die „Senkung der Staatsausgaben“ und die „Liberalisierung der Märkte“ (S. 26) – sind laut Küpeli „auch das Ende des eigenständigen Entwicklungsweges in Portugal“ (S. 28) gewesen und führten zu „[einem] neoliberalen Umbau der portugiesischen Gesellschaft“ (S. 33).

Vor diesem Hintergrund setzt er sich auch mit der Rolle der *Europäischen Union* (EU) kritisch auseinander. Er weist auf ihre unübersichtlichen und undemokratischen Strukturen hin, die den Einfluss der nationalen Regierungen sowie ein Mitspracherecht auf Bürgerebene so gut wie unmöglich machten. An dieser Stelle plädiert Ismail Küpeli für die „Abschaffung der EU und die Schaffung einer neuen und demokratischen Kooperation in Europa“ (S. 32), da eine „echte“ Beteiligung der Bürger in den jetzigen Strukturen nicht zu verwirklichen sei. Damit stellt der Autor eine provokante und spannende These auf. Es bleibt allerdings offen, wie er sich eine solche Alternative vorstellt. Andererseits hätte eine Ausführung eindeutig den Rahmen dieses Büchleins gesprengt.

## Massenproteste

Ende der 1990er Jahre brach in Portugal das Wirtschaftswachstum mit der EU-Osterweiterung und der Einführung des Euro zusammen. Die Weltwirtschaftskrise 2007 verschlimmerte die Lage zusätzlich und führte dazu, dass die Regierung aus eigenem Antrieb ein Austeritätsprogramm in die Wege leitete. Die daraus resultierende Verschlechterung der Lebensverhältnisse löste landesweit Massenproteste aus, die neben den klassischen linken Akteur\_innen vor allem von „prekarierten Unorganisierten“ (S. 51) initiiert wurden. Diese griffen neben Demonstrationen und Streiks auch auf die Methode „Besetzung“ zurück und radikalisierten sich teilweise.

Das Wahlverhalten änderte sich dadurch aber nicht, und so gewannen auch bei der nächsten Wahl die Konservativen, die unter Aufsicht der so genannten Troika (mit Vertretern von IWF, EU-Kommission und EZB) die neoliberale Krisenbewältigung fortführten. Küpeli wirft „den konservativen Parteien [und] ihre[n] Kreditgebern [vor], die gegenwärtige Krise als Chance genutzt [zu haben], unpopuläre Maßnahmen durchzusetzen“ (S. 55). Des Weiteren verweist er auf die „inneren Widersprüche dieser Strategie“ (S. 56), die letztlich die Krise verschärft hätten. Doch auch den linken Oppositionsparteien wirft er vor, Fehler gemacht zu haben. Ihnen wäre es nicht gelungen „eine ehrliche und für beide Seiten gute Kooperation mit den Protestbewegungen zu etablieren“ (S. 68). Aus diesen Gründen, so Küpeli, sei bisher unklar, wie sie politische Relevanz erlangen könnten. Einziger Hoffnungsschimmer scheint eine europaweite Solidarisierung der Proteste zu sein. Nur gemeinsam könnten die sozialen Bewegungen den nötigen Druck auf der EU-Ebene ausüben, denn die „Politik von oben, [lasse] sich kaum noch auf nationaler Ebene fassen“ (S. 72).

## Politische Lerneffekte

Der Autor resümiert seine Erkenntnisse über die Entstehung sozialer Bewegungen anhand der Proteste in Portugal wie folgt: Sie seien zum einen unvorhersehbar, da sie genauso so spontan und schnell entstünden, wie sie wieder verschwänden. Andererseits sind sie laut Küpeli aber auch flexibler und authentischer als Parteien und Gewerkschaften. Daher bedürfe es entweder dauerhafter Strukturen oder einer Kooperation mit den Oppositionskräften, um nachhaltige Veränderungen durchzusetzen. Obwohl diese bislang ausgeblieben sind, betont Küpeli, wie wichtig

es gewesen sei, „dass massenweise Menschen gelernt haben, ihre politischen Interessen [zu] artikulieren und sich selbst [zu] organisieren“ (S. 70).

Am Ende beantwortet Ismail Küpeli die Frage nach einer „Nelkenrevolution reloaded“ selbst. Er verneint sie mit der Begründung, dass „weder die linken Oppositionskräfte [...] die Macht [hätten] die Regierung zu stürzen, noch [seien] die internationalen Machtstrukturen die gleichen wie 1974“ (S. 73). Er betont, dass

*„die sozialen Bewegungen (nicht nur in Portugal) vor der schwierigen Aufgabe [stehen], die neoliberale Hegemonie in Europa zu überwinden und die Verschlechterung der Lebensverhältnisse für breite Bevölkerungsteile abzuwenden“ (S. 74).*

Das Buch schließt mit „Stimmen aus der sozialen Bewegung“ (S. 75) in Form von Interviews mit drei Aktivistinnen. Die Aktiven vor Ort sollen selbst zu Wort kommen, um den Leser\_innen Einblicke in die verschiedenen Formen des politischen Aktivismus zu ermöglichen. Gui Castro Falge, Sara Moreira und Sylvia schildern, wie sie die Krise erleben und resümieren ihre eigene politische Arbeit. Gui Castro Falge ist es auch, die die Illustrationen zum Buch beigesteuert hat, die neben Street-Art-Fotografien den Text begleiten. Ihre mit bissigen Parolen überschriebenen Karikaturen beleben die Lektüre und zeigen, wie Kunst Ausdruck des politischen Aktivismus sein kann.

Als durchaus hilfreich erweisen sich die Exkurse, die über das ganze Buch verteilt zu finden sind. In diesen vertieft Küpeli unter anderem die fehlende Aufarbeitung der Salazar-Diktatur, die Schuldenkrise Anfang der 1980er Jahre, die Rolle des IWF sowie das Thema Rassismus in Portugal.

Das Buch „Nelkenrevolution reloaded?“ ist all jenen zu empfehlen, die sich kritisch mit den Folgen der Weltwirtschaftskrise und der neoliberalen (Krisen-)politik der EU auseinandersetzen wollen. Anhand des Fallbeispiels Portugal wird deutlich, welche Rolle vor allem Deutschland, als Befürworter der Austeritätspolitik, in diesem Zusammenhang spielt und warum eine Internationalisierung der sozialen Bewegungen nötig ist.

Ismail Küpeli 2013:

Nelkenrevolution reloaded? Krise und soziale Kämpfe in Portugal.

Edition Assemblage, Münster.

ISBN: 978-3-942885-27-0.

96 Seiten. 9,80 Euro.

**Zitathinweis:** Alina Reinartz: Portugal im Aufbruch. Erschienen in: Marxistischer Feminismus. 34/2015. URL: <https://kritisch-lesen.de/c/1251>. Abgerufen am: 02. 01. 2019 15:12.

# Eine Gesellschaft voller Duckmäuser



**Michael Winterhoff**

Warum unsere Kinder Tyrannen werden  
Oder: Die Abschaffung der Kindheit

*Mit seinem alarmistischen Ruf nach Ordnung und Disziplin und gefährlichen, weil reaktionären Thesen hat der Kinder- und Jugendpsychiater Michael Winterhoff 2008 einen Bestseller gelandet.*

Rezensiert von [Christian Baron](#)

In der noch recht jungen Bestsellerforschung gibt es einen produktionsorientierten Erklärungsansatz, der davon ausgeht, dass vor allem der Zeitpunkt der Veröffentlichung über den Verkaufserfolg eines Buches entscheidet. Eine These, die sich insbesondere im Sachbuch-Segment hierzulande immer dann zu bestätigen scheint, wenn ein provokant daherkommendes Machwerk mit inhaltlichem Rechtsdrall sowie prominentem Namen auf dem Titel massenmedial derart gehypt wird, dass niemand mehr an dessen ausgiebiger Thematisierung vorbeikommt. Übliche Verdächtige sind hier Thilo Sarrazin mit seinem üblen Rassismus, ebenso Margot Käßmann mit ihrem esoterisch angehauchten Seligkeitsfimmel oder Dieter Nuhr mit seinem pseudowitzigen Apologetentum des Neoliberalismus.

Aber auch Bücher, die aus steilen Thesen zum Zustand des Erziehungsstandorts Deutschland bestehen, verkaufen sich seit einigen Jahren wie geschnitten Brot. Der Bonner Therapeut Michael Winterhoff bestätigte diese Theorie seit 2008 sogar, ohne zuvor prominent gewesen zu sein. Mit einem plakativ betitelten, provokanten und deshalb viel beachteten Werk traf er vor sechs Jahren den Nerv der Zeit – und trifft ihn noch immer, wie die zahlreichen Nachfolgebücher beweisen, die stets den gleichen Quatsch in neuem Gewand reproduzieren.

Sein Erstling heißt „Warum unsere Kinder Tyrannen werden“ – ein Werk, in dem der Autor nicht mit Pauschalurteilen, die auf schwer nachprüfbaren Einzelfällen beruhen, spart. Vordergründig geht es Winterhoff um eine Analyse des „Erziehungsnotstandes“, den er diagnostiziert haben will. Eltern seien nicht mehr in der Lage, ihre Kinder „intuitiv“ zu erziehen und verirren sich in „unbrauchbaren Erziehungskonzepten“. So seien Grundschulkindern heutzutage weitgehend nicht mehr fähig, einfachen Aufforderungen zu folgen, während die meisten Sechzehnjährigen sich auf dem psychischen Reifegrad von Dreijährigen befänden. Bemerkbar mache sich dies vor allem in ihrer mangelnden Verwertbarkeit auf dem Ausbildungs- und Arbeitsmarkt.

Unzureichende Rechen-, Schreib- und Lesefähigkeiten gingen einher mit mangelnder Leistungsbereitschaft sowie Respekt- und Gewissenlosigkeit, die der 59-Jährige seit mindestens zwanzig Jahren als am häufigsten anzutreffende Charaktereigenschaften bei Kindern und Jugendlichen ausgemacht hat. Winterhoffs Analyse des gesellschaftlichen Status quo kann als langweiliges Anti-68er-Genörgel abgetan werden, wie es derzeit en vogue ist; doch wirklich ärgerlich ist das, was er dabei verschweigt. Nach Hinweisen auf die Tendenz der gesellschaftlichen Ausgrenzung all jener, die sich nicht schon ab dem ersten Schuljahr dem grenzenlosen Leistungsdruck gewachsen zeigen, bereits zehnjährig als Nietentituliert und auf mit neuen Namen verkleisterten, nicht jedoch abgeschafften Hauptschulen abgeschoben werden, sucht man in seinen Büchern vergeblich. An keiner Stelle kommt Winterhoff darauf zu sprechen, dass

Persönlichkeitsstörungen nicht nur durch versagende Eltern, sondern auch und sogar vor allem aufgrund des gesellschaftlichen Klimas entstehen können, in dem ein Kind aufwachsen muss.

## **Keine theoriestützenden Forschungsergebnisse**

Winterhoff bestreitet sogar, dass die zunehmende Verwahrlosung ein klassenspezifisches Problem ist: „Ich habe in meiner Praxis vor allem mit engagierten, gesunden und beziehungsfähigen Eltern zu tun. Gute, bürgerliche Mittelschicht.“ Bewusst oder unbewusst entlarvt er sich damit allerdings selbst, denn er versieht einen Befund mit gesamtgesellschaftlicher Geltung, der lediglich auf Einzelfällen aus seinem beruflichen Alltag beruht. Zwar klopft Winterhoff sich im Laufe seiner Ausführungen permanent anerkennend selbst auf die Schulter, indem er auf den innovativen Charakter seiner in dieser Form bisher noch von niemand anders formulierten Analysen hinweist, doch fehlen in seinem Werk jegliche Literaturangaben oder auch nur die geringsten Verweise auf theoriestützende Forschungsergebnisse.

Wie die Robert-Koch-Stiftung in einer kurz nach Erscheinen des Winterhoff-Buches publizierten Studie festgestellt hat, zeigen in Wahrheit die allerwenigsten Kinder und Jugendlichen in Deutschland psychische Störungen. Jene, die dennoch darunter leiden, entstammen zu mehr als 85 Prozent ganz bestimmten sozialen Verhältnissen: „Kinder und Jugendliche aus einkommensschwachen und bildungsfernen Haushalten haben einen schlechteren Gesundheitszustand und häufiger psychische Probleme als ihre Altersgenossen aus einkommensstarken und gebildeten Familien“. Seither bestätigt ein Forschungsergebnis nach dem anderen genau diesen Befund.

Statt dies zur Kenntnis zu nehmen, greift Winterhoff zur Beantwortung der Frage, wie es zu jener angeblichen psychischen Fehlentwicklung einer ganzen Generation kommen konnte, tief in die Werkzeugkiste der Psychoanalyse und arbeitet ein dreistufiges Modell heraus: Partnerschaftlichkeit, Projektion und Symbiose. Anhand weniger Extrembeispiele verwirft er das anerkannte Erziehungsmodell, wonach Eltern ihren Kindern nicht diktatorisch, sondern möglichst auf Augenhöhe begegnen sollen. Dies führe notwendigerweise zu einer realen Machtumkehr: „Das Kind kann mehr oder weniger frei über die Eltern verfügen und verpasst damit das Erlernen der Fähigkeit, Autoritäten anzuerkennen.“

Daraus resultiere eine in Zeiten orientierungsloser und sicherheitsbedürftiger Eltern auf fruchtbaren Boden stoßende Projektion: Das Kind werde zur Messlatte des eigenen Selbstwertgefühls und diene einem Elternteil zur Befriedigung des natürlichen Bedürfnisses, geliebt zu werden. Dem schließe sich die totale Verschmelzung der elterlichen Psyche mit der kindlichen an und fixiere den Heranwachsenden damit in einer frühen psychischen Phase, die fortan nicht mehr behebbar sei. Als Opfer dieser apokalyptischen Trias fungieren in erster Linie die armen Lehrer, die sich in Internet-Lehrerbewertungsportalen von ihren tyrannischen Schülern (Winterhoff spricht wörtlich von „brutalen, unmenschlichen Tätern“) demütigen lassen müssen.

## **Paradigmenwechsel in den Schulen und emotionale Distanzierung zum Kind**

Überhaupt läuft für den Psychiater in der Schule alles falsch: Freiarbeit ist für ihn Teufelszeug, der gute alte Frontalunterricht hingegen sei die einzige Möglichkeit, den kleinen Gören endlich wieder Ordnung und Disziplin einzutrichtern. Man staunt als Laie nicht schlecht über diese im eiskalten Feldwebeljargon vorgetragene Missachtung der schlichten Tatsache, dass Kinder durch Frontalunterricht wohl kaum nachhaltig für die Schönheit von Literatur oder die Faszination der Physik zu begeistern sind. „Erkläre es mir – und ich vergesse. Zeige es mir – und ich erinnere mich. Lasse es mich tun – und ich verstehe“ – dieses bereits von Konfuzius formulierte Plädoyer für eigenständiges Denken und Handeln wird heute vielfach wissenschaftlich unterstützt, um Kinder zu emotional gesunden, kritikfähigen und mündigen Erwachsenen zu erziehen.



Winterhoffs dürftige Lösungsvorschläge gehen dagegen über dümmliche Plattitüden kaum hinaus. Neben dem erwähnten Paradigmenwechsel in den Schulen und einer elterlich gebotenen emotionalen Distanzierung zum Kind sei vor allem ausgiebiges Reflektieren über das eigene Tun und Lassen in Bezug auf die psychische Reifung der Kinder wichtig. Zudem ermutigt er die Erwachsenen zu einer bewussten Entschleunigung ihres Lebens. Ein netter Vorschlag, der allerdings jedem abhängig beschäftigten Elternteil ohne grundlegende Abkehr vom „Always-Available“-Dogma des flexiblen Kapitalismus unmöglich erscheinen dürfte.

Am Ende bleibt der Eindruck, dass Winterhoff sich eine Gesellschaft voller Duckmäuser erträumt, in der Immanuel Kants progressive Losung „Sapere Aude“ („Habe Mut, dich deines eigenen Verstandes zu bedienen!“) nur noch als Relikt vergangener Tage auftritt. Eine solche Gesellschaft wäre dann eine reine Abrichtungsmaschinerie zur wirtschaftlichen Verwertbarkeit und würde gewiss ganz im Sinne Winterhoffs ausnahmslos „arbeitsmarktaugliche“ Sechzehnjährige heranzüchten.

Michael Winterhoff 2008:

Warum unsere Kinder Tyrannen werden. Oder: Die Abschaffung der Kindheit.

Gütersloher Verlagshaus, Gütersloh.

ISBN: 978-3-579-06980-7.

191 Seiten. 17,95 Euro.

**Zitathinweis:** Christian Baron: Eine Gesellschaft voller Duckmäuser. Erschienen in: Marxistischer Feminismus. 34/ 2015. URL: <https://kritisch-lesen.de/c/1250>. Abgerufen am: 02. 01. 2019 15:12.

# Linke Kritik am Bolschewismus



**Hendrik Wallat**  
Staat oder Revolution  
Aspekte und Probleme linker Bolschewismuskritik

*Wallat holt die linke Kritik an den Bolschewiki aus der Versenkung der Geschichte.*

Rezensiert von [Aaron Bruckmiller](#)

Mit dem Titel spielt Hendrik Wallat auf Lenins vor der Oktoberrevolution verfasstes Werk „Staat und Revolution“ an, das bei manchen seiner AnhängerInnen als Beweis für dessen staatskritische Ader gilt. Dass Lenin nach der Machtergreifung niemals darauf verwies, führt ins Thema des Buchs: Die Bolschewiki wollten den Staat als Vehikel in eine Zukunft der Arbeiterklasse nutzen, das langsam überflüssig werden und sich am Ende selbst verflüchtigen sollte. Aus heutiger, emanzipatorischer Perspektive endete die Oktoberrevolution bekanntlich in einem Unfall mit Totalschaden. Wallat will die früheren RevolutionärInnen aber nicht moralisierend kritisieren, denn eine „Generallinie, die aus dem Zwang der Verhältnisse (sauber) hätte herausführen können, ist in der Tat schlechtes, unhistorisches Wunschdenken“ (S. 8). Im vorliegenden Buch steht Lenins Verständnis von Politik, Gewalt und Geschichte im Fokus der Kritik.

Laut dem obersten Bolschewik können die Massen ein „sozialdemokratisches Bewußtsein“ nicht von selbst bilden, sondern es müsse ihnen „von außen gebracht werden“ (zit. n. S. 18) – ein Gedanke, den Lenin von Kautsky übernimmt. Diese Rolle übernehmen – in der Leninschen Vorstellung – die in der Partei organisierten Berufsrevolutionäre, die die Leitung der Bewegung übernehmen müssten. Der „klassenbewußte Arbeiter“ wird hingegen zum „Soldaten der proletarischen Armee“ (zit. n. S. 22) degradiert. Das hierarchische Politikverständnis Lenins schreibt sich in dessen Verständnis vom Staat fort, den er als „ein Organ zur *Unterdrückung* der einen Klasse durch eine andere“ (zit. n. S. 24) fasst. In diesem Staatsverständnis liegt die Wurzel dafür, die Revolution als „Diktatur des Proletariats“ durchführen zu wollen.

Ursprünglich wurde diese Revolution von Marx als Gegensatz in der ökonomischen Sphäre zur Diktatur des Kapitals ausgerufen, die sich in der kapitalistischen Produktionsweise gerade dadurch auszeichnet, nicht demokratisch organisiert zu sein. Indem Lenin den Diktaturbegriff auf die politische Sphäre ausweitet, die in den kapitalistischen Staaten zumindest formell demokratisch organisiert ist, rechtfertigt er damit die undemokratischen und gewalttätigen Maßnahmen der bolschewistischen Partei. Neben dem hierarchischen Politikverständnis sei bei Lenin eine „hochexplosive Mischung aus einem instrumentalistischen Gewaltbegriff und der entwicklungsgesetzlichen Geschichtsphilosophie“ festzustellen. Die Partei sei der „Exekutor der Wahrheit“ der geschichtlichen Gesetze, die diese mit Gewalt durchsetzen dürfe und solle, was am Ende „nicht nur den kapitalistischen Klassenfeind, sondern alle Feinde der Partei traf“ (S. 36).

## Lenins Ultrazentralismus

Rosa Luxemburg kritisierte schon 1904 Lenins ultrazentralistische Parteitheorie, in der eine Zweck-Mittel-Verkehrung stattfindet, die der Selbstaufklärung der Massen im Kampf entgegensteht. Für

Luxemburg ist die Alternative zur Verbindung von Kapitalismus und bürgerlicher Demokratie nicht Sozialismus ohne Demokratie, sondern Sozialismus mit allgemeiner Demokratie. Im selben Jahr wurden vom jungen Trotzki ähnliche Bedenken ausgedrückt. Dies jedoch nur kurz bevor er selbst zum Bolschewik werden sollte, um gleich nach der Machtergreifung auf eigene Faust die Todesstrafe wieder einzuführen. Erst nach verlorenem Machtkampf mit Stalin findet Trotzki zu einer kritischeren Haltung zurück. Ähnlich erging es Lukács, der als ethischer Kritiker des Bolschewismus seine Laufbahn begann und den Fehlschluss eines deterministischen Revolutionsverständnisses aufzeigte: Aus einer soziologischen Analyse der gesellschaftlichen Verhältnisse und des Klassenkampfes lässt sich die Notwendigkeit der Befreiung nicht ableiten, zu der stets „das Wollen einer demokratischen Weltordnung“ (zit. n. S. 108) gehöre, schreibt er noch 1918. Später wurde Lukács zum Bolschewik, und plötzlich fiel seine Bestimmung der Moral „mit der richtigen Erkenntnis der gegebenen geschichtsphilosophischen Situation“ (S. 112) zusammen. Dies öffnet einem strikten Avantgardismus der Partei Tür und Tor, die als das organisierte, wahre Klassenbewusstsein verstanden wurde.

## Augen öffnen, statt Schädel zerschmettern

Es regte sich aber auch innerbolschewistische Kritik in Form der Arbeiteropposition an der bürokratischen Versteinerung der Sowjetunion. Für Alexandra Kollontai ging es darum, „ob wir den Kommunismus mit Hilfe der Arbeiter verwirklichen werden, oder über ihre Köpfe hinweg vermittelt der Sowjetbeamten“ (zit. n. S. 142). Sie hielt an der Idee der Selbstbefreiung fest, deren Weg nur durch Versuch und Irrtum zu finden sei. Die rätekommunistischen DenkerInnen traten wiederum gegen eine *Führerpolitik* und für eine *Massenpolitik* ein, in der der Kampf der organisierten Kerne um die Köpfe und Herzen der Arbeiterklasse geführt werden müsse. Im Anschluss an Pannekoek stellt Wallat daher fest, dass in der Sowjetunion „keine Vergesellschaftung des Staates, sondern eine Verstaatlichung der Gesellschaft“ (S. 158) stattgefunden habe.

Folgerichtig traten die RätekommunistInnen für eine konsequente Selbstbefreiung der Massen und für die Konstituierung einer Regierung von unten durch Räte ein. Es gehe nicht darum „die Schädel zu zerschmettern, sondern die Augen zu öffnen“ (Pannekoek, zit. n. S. 160). Andere kritisieren die schrittweise Aufgabe des Ziels der befreiten Menschheit im Sozialismus durch die Bolschewiki zugunsten eines Pragmatismus, dem jedes Mittel Recht war. Kautsky erkannte das mangelhafte Demokratieverständnis des Bolschewismus und die Behauptung, die absolute Wahrheit zu vertreten, als zwei Seiten derselben Medaille. Der Cheftheoretiker der deutschen Sozialdemokratie sah, dass es keinen vorweggenommenen Besitz der Wahrheit gibt, sondern dazu ein „Prozess des Erkennens“ (zit. n. S. 95) notwendig sei. Wie der Anspruch auf absolute Wahrheit das Kritikvermögen und damit das Mittel der Wahrheitsfindung schädige, so verunmögliche die Diktatur der Partei die Freiheit der Opposition und des Widerspruchs. Diese sind aber notwendig, da die Welt „uns immer wieder vor neue noch unbekannte Probleme [stellt], die mit den herkömmlichen Mitteln nicht zu lösen sind“ (zit. n. ebd.).

Wallat betont hier, wie Kautsky „das epistemologische mit dem politischen“ (ebd.) zu einem Argument verschränkt, dass der Instrumentalisierung der Theorie in der bolschewistischen Praxis bei Lenin, Lukács und Co genau entgegengesetzt ist. Für Kautsky kann Terror nie ein Mittel der Befreiung sein: „Ein zweckwidriges Mittel wird durch den Zweck nicht geheiligt“ (zit. n. S. 96). Kautskys Kritik am Bolschewismus dient aber letztlich dazu, die reformistische Anpassung der SPD an das Bestehende zu rechtfertigen. Der linke Sozialrevolutionär Isaac Steinberg wendete seine Kritik am Bolschewismus hingegen nicht reformistisch. Er reflektierte die Revolution mit einer politisch-ethischen Orientierung, die ohne den moralischen Zeigefinger auskommt, denn er ist sich der „Tragik jeder Revolution“ (zit. n. S. 205) bewusst: In der Konfrontation mit der alten Herrschaftsgewalt kann in der Revolution nicht auf die Anwendung von Gewalt verzichtet werden. Die spontane revolutionäre Gewalt sei unmittelbar aus der Wut der jahrhundertlang Unterdrückten und Ausgebeuteten entsprungen. Die Bolschewiki haben diese „praktische Kritik“, die

laut Wallat „gewaltfrei kaum zu haben ist, in das Ressentiment“ (S. 208) überführt. Steinberg wendet sich gegen einen billigen Pazifismus, der am Ende seinen Zweck unterlaufen muss, weil die konsequente Gewaltlosigkeit die herrschende Gewalt letztlich anerkennt. Es fehlen dann die Mittel, um den Zweck zu verwirklichen. Der bolschewistische Zweck sprach jedoch die Mittel heilig. Daher müssten nach Steinberg Weg und Ziel miteinander vermittelt werden: „Ist unser Zweck moralisch, so ist nur dasjenige Mittel zur Erreichung dieses Zwecks moralisch, das die Verwirklichung seines inneren Wesens [...] fördert“ (zit. n. S. 210f). Wallat schließt das Buch mit der Feststellung, dass es „etwas weit schlimmeres als das Ausbleiben der Revolution“ (S. 258) gibt: Das bolschewistische „Mittel vernichtete den Zweck“ (S. 267) der Befreiung.

## Lenins Schwanken

Insgesamt ist Wallat ein informatives Buch gelungen, das es aber nicht nötig gehabt hätte, einige akademische Unarten anzunehmen (auf der einen Seite der Einleitung fallen zum Beispiel die Namen von Marx, Aristoteles, Arendt und Adorno, S. 7). Außerdem unterläuft Wallats Methode sein Erkenntnisziel, da er sich auf die „Interpretation kardinaler Texte“ (S. 15) beschränkt. Die Probleme, die eine Abarbeitung an den alten Riesen und deren Werken mit sich bringt, können mit der Bemerkung, dass diese die jeweilige geschichtliche Situation auf den Begriff gebracht haben, nicht weggewischt werden. Warum standen Lukács und Trotzki vor ihrer Verwicklung in die bolschewistische Maschinerie dieser kritisch bis ablehnend gegenüber? Das kann höchstens errahnt werden, ist aber nicht Gegenstand der Analyse, selbst wenn Wallat ständig betont, dass „die Aporie der Emanzipation“ darin bestehe, „auf dem Boden der Herrschaft die Freiheit errichten zu müssen, ohne jene zu reproduzieren“ (S. 13).

An diesen Stellen wird Wallat unkonkret und flüchtet sich in philosophische Worthülsen. Das ist ein methodisches Problem; mehr materialistische Widerspruchsanalyse stünde dem Buch besser zu Gesicht. Was ist mit der praktischen Kritik der Massen an der bolschewistischen Herrschaft im Kronstädter Aufstand? Die Matrosen und einstigen Speerspitzen der Oktoberrevolution meuterten in der kronstädtischen Festung gegen die bolschewistische Diktatur unter der Parole „Alle Macht den Sowjets – Keine Macht der Partei“. Die Bolschewiki ließen die Gewehrmündungen antworten. Der Aufstand wird zwar erwähnt, aber es wird nicht untersucht, warum die Massen von der bolschewistischen Fahne desertierten. Während des revolutionären Aufstandes standen die Verdammten des zaristischen Russlands tatsächlich hinter der Partei, unter anderem weil sich Lenin von heute auf morgen zum Rätefreund wandelte. Dass die Bolschewiki die „emanzipatorischen Impulse der Oktoberrevolution“ (S. 146) nicht nur verunmöglicht haben, wird damit übersehen: zum Beispiel die Räte, die erste Ministerin der Welt und der Aufbruch in Kunst und Kultur. Lenin schwankte selbst sein Leben lang in vielerlei Hinsicht: Trotz seines Auftretens steckte in ihm ein Zweifler und er bereute am Ende seines Lebens einiges.

Genauso wie Wallat die berechtigte Kritik am Bolschewismus referiert, ohne die Ambivalenzen der KritikerInnen zu verschweigen, müssten Lenin kritisiert und sein Projekt gerettet werden. Denn er rechnete sich einer Arbeitendenbewegung zu, die in der Tat oft besser war als ihre Theorie, die aber so grausam wurde, dass sie die Theorie und die Befreiung buchstäblich verrecken ließ. Da sich das Buch nur auf die theoretischen und ideologischen Auseinandersetzungen beschränkt und nicht die historischen Umstände in den Fokus nimmt, kann es nicht klären, warum sich nicht die KronstädterInnen, Luxemburgs sozialistische Demokratie, der junge Trotzki und die AnarchistInnen durchgesetzt haben. Es wird keine unproblematische Revolution geben, aber was nach der Oktoberrevolution geschah, hätte nicht passieren müssen und dürfen. Der Ausgang war allerdings ungewiss, der Stalinismus war ebenso wenig historisch notwendig, wie es der Kommunismus je gewesen ist. Wenn es wahr ist, dass die SiegerInnen die Geschichte schreiben, hat die linke Kritik am Bolschewismus doppelt verloren: gegen die Herrschaft des Kapitals und gegen ihre herrschaftsförmige Aufhebung im Staatssozialismus. Das Buch ist daher nicht nur ein fundiertes Nachschlagewerk für linke Kritik am Bolschewismus, sondern weckt ebenso Hoffnungen. Die von Wallat gerufenen Geister werden wieder umgehen können.

Hendrik Wallat 2012:

Staat oder Revolution. Aspekte und Probleme linker Bolschewismuskritik.

Edition Assemblage, Münster.

ISBN: 978-3-942885-17-1.

288 Seiten. 29,80 Euro.

**Zitathinweis:** Aaron Bruckmiller: Linke Kritik am Bolschewismus. Erschienen in: Marxistischer Feminismus. 34/ 2015. URL: <https://kritisch-lesen.de/c/1249>. Abgerufen am: 02. 01. 2019 15:12.

# Erpressung, Mobbing, Rechtsbeugung: Union Busting in Deutschland



Werner Rügemer, Elmar Wigand

Die Fertigmacher

Arbeitsunrecht und professionelle Gewerkschaftsbekämpfung

*Das Buch verdeutlicht einmal mehr, dass der vermeintliche Kompromiss zwischen Kapital und Arbeit längst aufgekündigt wurde.*

Rezensiert von [Patrick Schreiner](#)

Gewerkschaften und Betriebsräte sind den Neoliberalen ein Dorn im kapitalistischen Auge. Die kollektive Verteidigung der Interessen von Arbeitnehmerinnen und Arbeitnehmern ist ihnen ideologisch zuwider: Sie gilt ihnen als Kartellbildung und als Einschränkung der Verfügungsmacht der Kapitalisten über „ihr“ Betriebseigentum. Solche Positionierungen sind letztlich Ausdruck des Widerspruchs zwischen Kapital und Arbeit, genauer: Ausdruck der Interessen der Kapitalseite. Sie sind damit zugleich eine Absage an jene Idee, durch die man spätestens ab 1945 in vielen westlichen Ländern diesen Widerspruch zu befrieden suchte: Die Idee nämlich, dass ein Kompromiss zwischen Kapital und Arbeit möglich sei. Bestandteil eines solchen Kompromisses war und ist es, die kollektive Interessenvertretung von Beschäftigten zu gewährleisten – durch handlungsfähige Gewerkschaften sowie durch Mitbestimmung auf Betriebs- und Unternehmensebene.

Hier soll nicht die Frage gestellt werden, in welchem Maße ein solcher Kompromiss tatsächlich möglich und aus Sicht der Beschäftigten wünschenswert ist. Diese Frage stellen auch Rügemer und Wigand nicht direkt. Sie widmen sich vielmehr dem seit etwa 15 Jahren stark zunehmenden Phänomen des „Union Busting“, also der professionellen Bekämpfung von Gewerkschaften und Betriebsräten seitens der Arbeitgeber. Die allerdings lässt sich durchaus als eine neoliberale Absage an die Idee eines Ausgleichs zwischen Kapital und Arbeit verstehen.

Die Rechte und Ansprüche von Arbeitnehmerinnen und Arbeitnehmern geraten im Zeitalter des Neoliberalismus auf allen Ebenen zunehmend unter Druck. Einige wenige Beispiele seien genannt: Auf internationaler Ebene werden in Freihandelsabkommen die Grundlagen für Konkurrenz, Sozialabbau und Sozialdumping gelegt. Auf Ebene der Europäischen Union gelten Rechte des Kapitals (etwa die Dienstleistungsfreiheit) als höherrangig gegenüber den Rechten von Gewerkschaften. Auf nationaler Ebene werden Wohlfahrtsstaaten und soziale Mindestsicherungen ab- und umgebaut mit dem Ziel, Beschäftigung für Arbeitgeber billiger und flexibler zu machen. Und in genau diesem Kontext ist auch Union Busting zu sehen. Es ist das teils legale, teils illegale Bemühen seitens der Arbeitgeber, gewerkschaftliche Strukturen und eine Interessenvertretung der Beschäftigten auch auf Ebene der Unternehmen und der Betriebe zu zerschlagen. Ziel ist auch hier die Schwächung der Arbeitnehmerinnen und Arbeitnehmer.

„Die Fertigmacher“ von Werner Rügemer und Elmar Wigand ist dort stark, wo es Ross und Reiter des Union Busting nennt. Das Buch ist hingegen eher schwach, wenn es darum geht, Union Busting in den eben genannten, breiteren politischen Kontext einzuordnen. Der Versuch, umfassendere politische Entwicklungen als Hintergrundfolie für professionelle Gewerkschaftsbekämpfung in

Deutschland zu skizzieren, bleibt eher oberflächlich. Verbindungen zwischen bestimmten politischen Entscheidungen einerseits und Union Busting andererseits werden zwar suggeriert, aber letztlich nicht ausgeführt und erläutert. Dieser (kleinere) Teil des Buches wäre daher wohl verzichtbar gewesen.

Umso interessanter lesen sich hingegen jene zahlreichen Kapitel, die sich den Strategien und Akteuren des Union Busting in Deutschland widmen. Hier haben Rügemer und Wigand eine echte und wichtige Fleißarbeit geleistet. Sie nennen Namen und skizzieren legale wie auch illegale Vorgehensweisen der Gewerkschaftsbekämpfer. So beschreiben sie etwa, wie durch arbeitgebernahe „gelbe“ Gewerkschaften und Betriebsräte die betriebliche Mitbestimmung unterlaufen und die Rechte der Beschäftigten ausgehöhlt werden. Die „christlichen“ Gewerkschaften sowie Neugründungen wie die „Gewerkschaft der Neuen Brief- und Zustelldienste“ seien hier beispielhaft genannt.

Während es solche „gelben“ Gewerkschaften schon seit Jahrzehnten gibt, ist professionelle Gewerkschaftsbekämpfung durch Wirtschaftskanzleien und PR-Agenturen eine jüngere Entwicklung. Namen von gewerkschaftsfeindlichen Juristen wie Helmut Naujoks, Volker Rieble oder Dirk Schreiner dürften nur den wenigsten Leserinnen und Lesern bekannt sein. (Der Autor dieser Rezension legt Wert darauf, zu betonen, dass er mit Dirk Schreiner nicht verwandt ist.) Rügemer und Wigand beschreiben deren Agieren sehr anschaulich und mit zahlreichen Beispielen. Diese Ausführungen ergänzen sie im letzten Teil des Buches durch neun „Konfliktporträts“. Hier skizzieren sie anhand von Beispielen die Bekämpfung von Gewerkschaften und/oder Betriebsräten durch neun kleinere und mittlere Unternehmen aus verschiedenen Branchen.

Hier wird deutlich, wie sehr Mobbing, Erpressung, illegale Überwachung und die Beugung geltenden Rechts zum Normalfall in vielen deutschen Betrieben und Unternehmen geworden sind. Gewerkschaftsbekämpfung ist dabei nicht nur einfach ein irrationales „Mit-dem-Kopf-durch-die-Wand“ einiger irrer Unternehmenspatriarchen. Es ist vielmehr ein professionelles Beratungsgeschäft geworden, das den einen fette Honorare, Drittmittel und Lehrstühle beschert – und das den anderen ein betriebliches Durchregieren ohne Gewerkschaften und Betriebsräte ermöglicht.

Grundlage für „Die Fertigmacher“ bildete eine Studie für die Otto-Brenner-Stiftung, die die Autoren für die Buchveröffentlichung allerdings nochmals aktualisiert, ergänzt und überarbeitet haben. So wurden einzelne Kapitel, Kästchen und „Konfliktportraits“ zu bestimmten Firmen oder Personen hinzugefügt. Dass hier verschiedene Texte und Textsorten zusammengefügt wurden, ist dem Buch durchaus anzumerken. Dem Lesefluss ist dies einerseits eher abträglich. Andererseits ermöglicht es, die Lektüre auf jene Passagen und Kapitel zu konzentrieren, die tatsächlich interessant sind. Und das sind eben gerade jene, in denen Rügemer und Wigand die Akteure und Strategien des Union Busting darstellen.

„Die Fertigmacher“ zeigt das erschreckende Ausmaß, das professionelles Union Busting in Deutschland heute angenommen hat. Das Buch zeigt zugleich, dass die Kapitaleseite die Idee eines Kompromisses zwischen Kapital und Arbeit aufgegeben hat. Der Klassenkampf ist längst nicht passé, sondern er findet jeden Tag in Betrieben und Unternehmen statt.

Werner Rügemer, Elmar Wigand 2014:

Die Fertigmacher. Arbeitsrecht und professionelle Gewerkschaftsbekämpfung.

PapyRossa Verlag, Köln.

ISBN: 9783894385552.

238 Seiten. 14,90 Euro.

**Zitathinweis:** Patrick Schreiner: Erpressung, Mobbing, Rechtsbeugung: Union Busting in Deutschland. Erschienen in: Marxistischer Feminismus. 34/ 2015. URL: <https://kritisch-lesen.de/c/1248>. Abgerufen am: 02. 01. 2019 15:12.





# Solidarität ist etwas, das du in der Hand halten kannst



**Gabriel Kuhn**

Bankraub für Befreiungsbewegungen  
Die Geschichte der Blekingegade-Gruppe

*In einem gut edierten Band zeichnet Gabriel Kuhn die Geschichte der legalen und illegalen Praxis der dänischen „Blekingegade“-Gruppe von ihren Ursprüngen in einer maoistischen Kader-Organisation und deren Spaltung bis hin zu ihrer Verhaftung nach.*

Rezensiert von [Jens Zimmermann](#)

„Was ist ein Einbruch in eine Bank gegen die Gründung einer Bank?“ bekannte in Brechts Dreigroschenoper schon freimütig und ironisch der stadtbekannteste Mafia-Boss Mackie Messer. Eine ähnliche Perspektive auf Banküberfälle setzten in den 1970ern bis 1980ern Teile der dänischen Gruppe Kommunistischer Arbeitskreis (KAK) und später der Manifest-Kommunistische Arbeitsgruppe (M-AK) in die Praxis um. Wesentlicher Bestandteil der politischen Praxis war es, nationale Befreiungsbewegungen des Trikonts materiell zu unterstützen: durch bei Banküberfällen erbeutetes Geld!

Der Geschichte dieser sogenannten „Blekingegade-Gruppe“ (benannt nach der Straße, in der die Gruppe eine konspirative Wohnung hatte) geht ein Band des Autors Gabriel Kuhn nach, der neben einer selbst verfassten Einleitung zu den politisch-historischen Wurzeln der Gruppe ein ausführliches Interview mit zwei Aktivisten und einen detaillierten Essay zur politischen Praxis der Gruppe von eben jenen beinhaltet. Abgerundet wird der Band mit historischen Dokumenten, welche die Entstehung der Gruppe nachzeichnen und ihre politische Praxis theoretisch verorten.

## Gründung des Kommunistischen Arbeitskreises und „Schmarotzerstaatentheorie“

Eine material- und faktenreiche Textsammlung also, die eine der sicherlich eigenwilligsten Gruppen der radikalen Linken in Europa beleuchtet, deren Mitglieder nach einem missglückten Raubüberfall 1989 in Kopenhagen verhaftet wurden. Um die Entwicklung der Theorie und Praxis der Gruppe zu verstehen, muss man in das Jahr 1963 zurückgehen, als der mit dem Maoismus sympathisierende Literaturwissenschaftler Gotfred Appel nach seinem Ausschluss aus der Kommunistischen Partei Dänemarks den Kommunistischen Arbeitskreis (KAK) gründete, welcher die „erste maoistische Organisation Europas“ (S. 17) wird. Neben dieser politischen Organisationsstruktur werden auch ein Verlag und eine Zeitung gegründet, die als theoretische Verständigungsorgane der Maoisten um Appel fungieren. In diesem organisatorischen Kontext entwickelt Appel auch die sogenannte „Schmarotzerstaatentheorie“, die großen Einfluss auf die AktivistInnen der „Blekingegade-Gruppe“ haben wird. Kern dieser These ist, dass die Mitglieder der Arbeiterklasse des globalen Nordens aufgrund ihrer Privilegien „zu verbündeten der herrschenden Klasse geworden sind“ (S. 17). Dies war die politisch-revolutionäre Absage an die europäische ArbeiterInnenklasse, die aus dieser Perspektive Teil des herrschenden imperialen Blocks und somit für jede Gesellschaftstransformation vorerst verloren war. Allein die sozialen und nationalen Befreiungsbewegungen des globalen Südens stellten noch eine „Bedrohung für das kapitalistische

System dar“ (S. 18). Eine/die weitreichende Schlussfolgerung dieser Analyse war, dass nur revolutionäre Zustände in der „Dritten Welt“ zu einer krisenhaften Konstellation des Kapitalismus führen konnten, die dann wiederum die ArbeiterInnenklasse des globalen Nordens neu politisieren sollte.

## **Neue revolutionäre Subjekte und die praktische Solidarität**

Diese politisch-theoretischen Prämissen waren es auch, die ab 1968 die Mitglieder des neu gegründeten Kommunistischen Jugendverbandes (KUF) prägten, aus dem dann auch jene AktivistInnen hervorgingen, die zwanzig Jahre später verhaftet und für ihre spektakulären Banküberfälle und Betrügereien verurteilt wurden. In dieser Zeit werden vom KAK und KUF zahlreiche Kontakte zu nationalen Befreiungsbewegungen aufgebaut – zur Popular Front of the Liberation of Palestine (PFLP) und seinem Gründer George Habash wird dabei ein besonders enger Kontakt aufgebaut, der auch später von den AktivistInnen der „Blekingegade-Gruppe“ weiter aufrecht gehalten wird. Andere Gruppen, zu denen die KAK und KUF Kontakte bei persönlichen Treffen aufbauen, sind unter anderem FRELIMO (Mosambique), ZANU (Zimbabwe), MPLA (Angola), nordirische republikanische Widerstandskämpfer und das kanadische Liberation Support Movement (S. 20). Auffallend ist dabei die ausschließlich marxistisch-leninistische Ausrichtung der Gruppen, die ein zentrales Kriterium für die Kontaktaufnahme und Unterstützung war – die revolutionäre Stoßrichtung der Gruppen wird auch später für die „Blekingegade“-AktivistInnen zentral bei der Frage nach (materieller) Solidarität sein. Das erste dauerhafte Unterstützungsprojekt für jene Bewegungen wird ab 1972 das von KUF-Mitgliedern initiierte Projekt Kleider für Afrika (TTA) sein, in dessen Rahmen Kleider, Zelte, Medizin und Geld für von afrikanischen Befreiungsbewegungen verwaltete Flüchtlingslager gesammelt und verschickt werden. Nach der Auftaktphase von „Kleider für Afrika“ gründen sich in Dänemark mehrere UnterstützerInnengruppen, die fortan praktisch die Arbeit des KAK unterstützen.

Die zahlreichen Sympathisanten dürfen aber nicht darüber hinwegtäuschen, dass der KAK weit davon entfernt war, eine Massenbewegung zu werden – maximal 30 Mitglieder gehören Mitte der 1970er zum festen Kern. Einen bewussten Grund mag diese fast schon minimale Organisationsdichte in der Tatsache haben, dass ab den frühen 1970ern der KAK auszuloten versuchte, inwiefern eine illegale Praxis der Geldbeschaffung für Befreiungsbewegungen in der „Dritten Welt“ innerhalb des AktivistInnen-Kreises etabliert werden konnte. Letztlich bildete sich ein innerer Kreis in der ansonsten schon kleinen Organisation, der sich zur „illegalen Praxis“ bereit erklärte. Genau jene Ausgewählten bildeten den Beginn der „Blekingegade-Gruppe“. Zwar werden in jenen Jahren keine KAK-Mitglieder verhaftet, doch bleiben sie die Hauptverdächtigen bei zahlreichen Aktionen im Kopenhagener Einzugsgebiet, bei denen Waffen und stattliche Summen Geld erbeutet werden. 1977 stellt dann vorerst das Ende der illegalen Aktivitäten dar und gleichzeitig auch das Ende des KAK, der sich selbst mittels „Kritik und Selbstkritik“-Sitzungen zerlegt.

## **Gründung der Kommunistischen Arbeitsgruppe und die Weiterführung der illegalen Praxis**

Die Kommunistische Arbeitsgruppe (KA), welche später nach ihrer Zeitung „Manifest“ benannt wird (M-KA), ist dabei das mit Abstand produktivste und politisch einflussreichste Spaltungsprodukt des KAK. Neben der benannten Zeitung Manifest gründete die Gruppe einen Verlag, der vor allem Texte von und über nationale Befreiungsbewegungen herausgab und für diese Gruppen teilweise die Produktion von Propagandamaterial übernahm. Die Struktur der M-KA zeichnete sich vor allem durch das Fehlen einer zentralen Führungsfigur aus, wie es für den KAK mit Gotfred Appel typisch war. Mit der organisatorischen Veränderung wurde auch die Begründung der politischen Praxis umorientiert. Während Appel noch davon ausging, dass im KAK Kader herangebildet wurden, die beim Ausbruch einer Revolution in Dänemark die politische

Initiative übernehmen konnten, wurde für die Mitglieder von M-KA „die Unterstützungsbewegung von Befreiungsbewegung [...] ein Ziel an sich“ (S. 64). Aus dieser Feststellung resultierte für die Praxis des M-KA, dass die „Entwicklung unserer politischen Analysen und Theorie; die Verbreitung unserer Analyse und Theorie; und die Fortsetzung der legalen und illegalen Praxis“ zentrale Arbeitsgebiete wurden.

Aus der KAK-Zeit übernahmen die „Illegalen“ von M-AK die Planungsform des „inneren Kreises“, zu dem nur die an Aktionen Beteiligten gehörten; der Rest der insgesamt 15-köpfigen Manifest-Gruppe wusste nichts von den Aktionen – der Zugang zum „inneren Kreis“ wurde nur nach einer längeren Bewährungszeit ermöglicht.

Theoretisch entwickelte sich die Gruppe weiter und modifizierte die „Schmarotzerstaatentheorie“, indem sie Schriften der marxistischen Wirtschaftswissenschaftler und Historiker Samir Amin, Immanuel Wallerstein und Arrghiri Emmanuel adaptierte. Der Begriff des „ungleichen Tausches“, der von Emmanuel geprägt und von Amin weiterentwickelt wurde, fußte darauf, dass gerade die Produktion von Waren in Ländern des globalen Südens zu extrem niedrigen Lohnbedingungen die gegenwärtige Grundlage der Armut in diesen Regionen sei. Zwischen Emmanuel und den Mitgliedern von M-KA entwickelte sich fortan ein reger Austausch, der letztlich in einem Vorwort von Emmanuel für ein Buch von M-KA mündete, welches sich wesentlich auf seine Theorie des ungleichen Tausches bezog.

## **Verhaftung der „Blekingegade-Gruppe“ und der Prozess**

Die Invasion der israelischen Armee in den Libanon wurde für die „Illegalen“ des M-KA zu einem Auftakt verstärkter klandestiner Praxis. Im November 1982 brachen sie in ein Waffen- und Munitionsdepot der schwedischen Armee ein und erbeuteten „mehrere Kisten Sprengstoff, über hundert Handgranaten sowie 34 später in der Blekingegade-Wohnung gefundene[] Panzerabwehrraketen“, die allesamt der PFLP zukommen sollten, was aber aufgrund von logistischen Schwierigkeiten nie klappen sollte. Insgesamt wurden der „Blekingegade-Gruppe“ im Gerichtsverfahren zwischen September 1990 und Mai 1991 noch vier weitere Raubüberfälle zur Last gelegt, bei denen beträchtliche Summen erbeutet wurden. Als am 2. Mai 1991 der Urteilspruch verkündet wurde, wurden Niels Jørgensen, Torkil Lauesen, Carsten Nielsen und Jan Weimann des Købmagergade-Überfalls für schuldig befunden, aufgrund dessen sie von der Polizei gefasst wurden und bei dem auch ein junger Polizist erschossen wurde – alle wurden zu Haftstrafen zwischen zehn und acht Jahren verurteilt. Mit Bo Weimann, Karsten Møller Hansen und Peter Døllner standen drei weitere Aktivisten des M-KA vor Gericht, die wegen unterschiedlicher Delikte (Waffenbesitz, Urkundenfälschung etc.) zu Haftstrafen verurteilt wurden. So endete die „illegale Praxis“ der „Blekingegade-Gruppe“ und des M-KA, ihrer politischen Heimat, und es wurde gleichzeitig eines der mit Sicherheit ungewöhnlichsten Kapitel der linksradikalen Bewegungsgeschichte aufgeschlagen.

Dies mag auch vor allem an der fast schon professionellen Planung und Durchführung der Überfälle liegen, die selbst für die Polizei ein Rätsel waren und wohl kaum einen politischen Hintergrund vermuten ließen. Dieser ließ sich bis zur Ergreifung der Gruppe auch nicht herleiten, denn die „Blekingegade-Gruppe“ verfasste nie ein „Bekennerschreiben“, in dem sie ihre Praxis rechtfertigte, ging es ihr doch um eine materielle Solidarität und nicht um die eigene Praxis. Dies wird vor allem im Interview deutlich, das Gabriel Kuhn mit Torkil Lauesen und Jan Weimann geführt hat. Im Rahmen dieses Gesprächs werden vor allem die Unterschiede und bewussten Abgrenzungen zur RAF deutlich, die von Lauesen und Weimann mit der Fokussierung auf Befreiungsbewegungen des globalen Südens begründet wird und eben nicht mit einer Praxis als „Stadtguerilla“.

Darüber hinaus bietet der Band eine wirklich beeindruckende Fülle an Details und empirischem Material, welches die komplette Geschichte der „Blekingegade-Gruppe“ zugänglich und eben auch

kritisierbar macht. Der Essay von Jørgensen, Lauesen und Weimann lotet zum Beispiel das Verhältnis von Politik und Moral aus und versucht die eigene „illegale“ und politische Praxis zu reflektieren. Ergänzt werden diese Reflexion durch eine subjektive Geschichtsschreibung der eigenen organisatorischen und politischen Praxis. Wer sich mit der Geschichte der radikalen Linken und ihrer „illegalen Ableger“ beschäftigen will, kommt um dieses Buch nicht herum.

Gabriel Kuhn 2013:

Bankraub für Befreiungsbewegungen. Die Geschichte der Blekingegade-Gruppe.

Unrast Verlag, Münster.

ISBN: 978-3-89771-535-6.

232 Seiten. 14,00 Euro.

**Zitathinweis:** Jens Zimmermann: Solidarität ist etwas, das du in der Hand halten kannst.

Erschienen in: Marxistischer Feminismus. 34/ 2015. URL: <https://kritisch-lesen.de/c/1247>.

Abgerufen am: 02. 01. 2019 15:12.

# Die Hand beißen, die einen füttert...



Friedrich Burschel, Uwe Schubert, Gerd Wiegel (Hg.)

Der Sommer ist vorbei...

Vom «Aufstand der Anständigen» zur «Extremismusklausel»:  
Beiträge zu 13 Jahren «Bundesprogramme gegen rechts»

*Eine kritische Auseinandersetzung der zwischen 2000 und 2013 von verschiedenen Regierungen initiierten Programme gegen rechts, ihrer Entstehungskontexte sowie ihren Auswirkungen auf die Soziale Arbeit und die Antifabewegung.*

Rezensiert von [Ina Pallinger](#)

Nachdem im Sommer 2000 mehrere krasse Gewalttaten von Nazis begangen wurden (der Mord an Alberto Adriano in Dessau, der Anschlag auf die Synagoge in Erfurt sowie der Rohrbombenanschlag in Düsseldorf), startete die rot-grüne Bundesregierung im Zuge des „Aufstands der Anständigen“ die Programme Civitas, Entimon und Xenos. Im Gegensatz zum Vorgängerprogramm der Kohl-Regierung, dem Aktionsprogramm gegen Aggression und Gewalt (AgAG), sollte der Fokus weg von der vermeintlichen ostdeutschen Jugendgewalt hin zu einer Aktivierung von zivilgesellschaftlichem Engagement gegen Rechts sowie einer Perspektive von Opfern gelegt werden.

Im Diskurs um die Soziale Arbeit mit Jugendlichen gilt es meist, das Programm der 1990er Jahre als „Glatzenpflege auf Staatskosten“ zu delegitimieren und die Programmausrichtung ab 2000 als Erfolgsgeschichte darzustellen. Dieser einfachen Sichtweise stellt Katrin Reimer in ihrem sehr lesenswerten Beitrag eine differenzierte inhaltliche Analyse entgegen. Sie stellt die Frage nach der theoretischen Fundierung der Programme und ihren Potentialen zur Eröffnung von „Spielräumen zur Entfaltung von Gegenmacht zum neoliberalen Projekt samt seinen ideologischen Artikulationen“ (S. 43) aus einer linken emanzipativen Perspektive. Sie resümiert, die Soziale Arbeit der 1990er Jahre

*„betont die soziale Frage in verkürzter Form und unterschätzt die Problematik des Ideologischen, letztere [die Politische Bildung] betont das Ideologische in verkürzter Form und unterschätzt die soziale Frage. Perspektiven kritischer Praxis in beiden Feldern liegen in einer konzeptionellen Verbindung beider Aspekte“ (S. 30).*

Abschließend zeigt Reimer weitere Leerstellen der Auseinandersetzung auf. So ist bisher die breite Debatte um geschlechterreflektierende Ansätze nicht einbezogen worden, die es erst ermöglichen, die Rolle von Frauen und Mädchen in der extremen Rechten mit einzubeziehen.

Titus Simon vergleicht die Programme AgAG und Civitas sowie Entimon und Xenos einerseits auf der praktischen, andererseits auf der wissenschaftlichen Ebene. Er zeichnet die Entwicklung der Jugendarbeit als „Arbeit gegen rechts“ nach und prüft, welche Mittel in der Sozialen Arbeit wirksam sind. Hierzu versucht er, Erfolge und Misserfolge zu definieren und erläutert Praxen und Potentiale wissenschaftlicher Begleitung und Evaluation.

## Mitspielen (müssen) – was staatliche Förderung bedeutet

Uwe Schubert widmet sich in seinem Beitrag den Bundesprogrammen nach 2000 und ihrer

Entwicklung hin zur Extremismusklausel unter der damals zuständigen Bildungs- und Familienministerin Kristina Schröder ab 2009. Insbesondere in diesen Programmen haben sich viele Akteur\_innen aus der antifaschistischen Bewegung professionalisiert. Hierbei hat sich durch die programmatischen Vorgaben und die finanzielle Abhängigkeit das Verhältnis von Bewegung und Staat verändert. Anhand vieler Beispiele macht er die Entwicklungen in drei Etappen deutlich und zeigt auf, warum bestimmte Institutionen wie das Zentrum für demokratische Kultur oder die Amadeu Antonio Stiftung zu den Big Playern im zivilgesellschaftlichen Business geworden sind. Er zeichnet den Spagat zwischen der Wichtigkeit der Arbeit und der Abhängigkeit von staatlichen Mitteln nach und fordert, insbesondere nach den erschütternden Erkenntnissen aus der Selbstenttarnung des NSU, eine kritische Reflektion des Verhältnisses.

Einen solchen Innenblick bekommt die Leser\_in durch das Interview von Friedrich Burschel mit Bianca Klose, Mitbegründerin der Mobilen Beratung gegen Rechtsextremismus Berlin (MBR). Sie beschreibt die Umstände, unter denen die Projekte in den Bundesprogrammen arbeiten, spricht vom Antragszwang, der Veränderung der eigenen Sprache, der staatlichen Zensur und dem Umgang mit der Extremismusklausel sowie ihren Auswirkungen. In einem sehr offenen Gesprächsstil versuchen beide, die Widersprüche des professionalisierten Handelns im Rahmen der staatlichen Förderung zu benennen und werfen die schmerzvolle Frage nach der Blindheit insbesondere von „Expert\_innen“ gegenüber den Morden des NSU und der rassistischen Berichterstattung. Diese Frage zieht sich wie ein roter Faden durch das Buch, wobei die Herausgeber betonen, dass

*„der vorliegende Band [...] die Entstehung, Entwicklung und die Probleme der ‚Bundesprogramme gegen rechts‘ weitgehend unabhängig vom NSU-Skandal [...] betrachtet, weil zumal für die Anfangszeit eine Kenntnis der Geschehnisse ex post zu unterstellen, unzulässig wäre“ (S. 8).*

Dennoch erfolgt wiederholt eine kritische Auseinandersetzung, die aufzeigt, dass sich aus dem Schock viele Denkanstöße und eine gewisse Sensibilität entwickelt haben.

Wie wichtig die Solidarität mit Opfern rechter Gewalt und ihre Unterstützung sind, stellt Heike Kleffner in ihrer Bilanz zum Stand der Opferberatungen in Deutschland heraus. In ihrem Beitrag werden vor allem die prekären Bedingungen deutlich, unter denen diese Arbeit (wenn überhaupt) geleistet wird. Insbesondere in Westdeutschland mangelt es an staatlich unabhängigen Stellen. So haben Hessen und Niedersachsen keine eigenen Beratungsstellen, in Rheinland-Pfalz und Bayern existieren diese erst seit wenigen Jahren und sind personell sehr schlecht ausgestattet. Auch in den ostdeutschen Bundesländern ist die personelle Struktur prekär. Kleffner geht weiterhin darauf ein, dass mit der Professionalisierung im Zuge der Bundesprogramme eine Veränderung in der Personalstruktur einherging:

*„Die erste Generation der Berater\_innen hatte zumeist eine biografische Verortung in der unabhängigen Antifa-Bewegung der 1990er Jahre und fühlte sich jenseits der Unterstützung der individuellen Betroffenen den oben zitierten Zielen der ‚Opferperspektive‘ vor allem einer politischen Intervention in gesellschaftliche Verhältnisse verpflichtet. Heute ist diese Haltung insbesondere in den Opferberatungsstellen in den alten Bundesländern abgelöst worden durch strikt professionell begrenzte Sozialarbeit.“ (S. 69).*

In ihrem Artikel stellt Kleffner auch positive Beispiele wie das Berliner Projekt ReachOut (siehe [kritisch-lesen.de #1](https://kritisch-lesen.de/#1)) vor. Doch bleibt unterm Strich beim Lesen eine desaströse Bilanz, insbesondere auch hier wieder, was den Umgang mit den Opferfamilien im Kontext des NSU-Komplexes betrifft.

## **Das Hufeisen und seine Wirkung**

Eine wichtige und immer wieder angesprochene Zielgruppe in den Bundesprogrammen ab 2000 ist die Zivilgesellschaft. Dieses oft nur positiv besetzte Konzept hat, insbesondere im Zusammenspiel von Professionalisierung und Extremismuskonzeption, eine besondere ideologische Wirkmächtigkeit. Um diesen Zusammenhang näher zu beleuchten, stellt Gerd Wiegel in seinem Artikel verschiedene Definitionen von Zivilgesellschaft gegeneinander und versucht diese mit der Praxis abzugleichen. Während in linken Debatten der Begriff, angelehnt an Gramsci, positiv diskutiert wird und Zivilgesellschaft als Ort der Auseinandersetzung und des Kampfes verstanden wird, dient er in bürgerlichen und sicherheitsdienstlichen Diskursen zur Abgrenzung sowohl gegen Nazis als auch gegen antifaschistische Akteur\_innen. So werden in bekannter „Nazis raus“-Manier extrem rechte AkteurInnen nicht als Teil der Zivilgesellschaft verstanden sowie, besonders in Beratungsnetzwerken Westdeutschlands, Verfolgungsbehörden als Teil von Bündnissen und Netzwerken akzeptiert, die wiederum mittels Extremismuskonzeption dafür Sorge tragen, dass antifaschistische Akteur\_innen aus der Zivilgesellschaft heraus definiert werden. Dieses an Homogenität orientierte Verständnis von Zivilgesellschaft verhindert eine ernsthafte Auseinandersetzung mit den gesellschaftlichen Mechanismen von Rassismus. So stellt Wiegel fest:

*„Ohne jeden Zweifel würde man für den Kampf gegen die extreme Rechte breite Zustimmung in der Zivilgesellschaft finden. Wie sähe es aber aus, wenn die von Heitmeyer u.a. als Gruppenbezogene Menschenfeindlichkeit definierten Einstellungen als Hauptfeld der Auseinandersetzung benannt würden? [...] [Es] stellt sich schnell die Frage, ob hier der größte Teil der Bevölkerung nicht zur Zivilgesellschaft gerechnet werden kann“ (S. 123).*

Der Wirkmächtigkeit der Extremismustheorie widmet sich Doris Liebscher nochmal in aller Ausführlichkeit. Sie beschreibt die Wirkung der Ideologie und ihrer Praxen wie der Extremismusklausel sowie die historischen Kontinuitäten seit den 1950er Jahren. Zwar sind bereits sehr viele kritische und gute Texte zum Thema geschrieben worden, doch stellt Liebscher immer wieder den Bezug zur „Arbeit gegen rechts“ her und zeigt die spezifischen Einschränkungen auf praktischer und ideologischer Ebene auf. Wie bereits in ihrer sehr empfehlenswerten Studie mit Christian Schmidt (2007) plädiert sie für die notwendige kritische Auseinandersetzung mit dem zugrunde liegenden Demokratiebegriff als Alternative zum formalen Bekenntnis zur FDGO.

## **Unterm Strich**

Im Sammelband werden verschiedenste Aspekte der Auseinandersetzung mit staatlicher Förderung von mehr oder minder antifaschistischer Politik benannt. Quer zur Vielzahl an Themen liegen aber immer wieder Fragen zum Verhältnis zu Staat und Politik.

Die Herausgeber haben es geschafft, ein sehr kompetentes Team von Autor\_innen aus Wissenschaft und Praxis zu versammeln. Hierdurch wird der Einblick in die speziellen Handlungsfelder wie der Opferberatung gegeben. Weiterhin gelingt es, kritisch zu hinterfragen, wie sich die staatliche Förderung in den letzten Jahren auf die Entwicklung der antifaschistischen Bewegung ausgewirkt hat, da die meisten Autor\_innen bemüht sind, ihre eigene Praxis zu hinterfragen. Die einzige Ausnahme stellt hier der Artikel von Henning Obens dar, der es schafft, die Geschichte der Proteste gegen den Naziaufmarsch in Dresden ohne eine Erwähnung des Venceremos-Bündnisses zu erzählen. Hiermit unterschlägt er einen gehörigen Teil der Auseinandersetzung um die Proteste, nämlich den, der kritisch zum Verhalten der Interventionistischen Linken steht.

Das Buch empfiehlt sich auf jeden Fall allen im Kontext Arbeitenden und Studierenden, da es viele Erfahrungen reflektiert sowie Einstellungen und Handlungsweisen kritisch hinterfragt. Insbesondere im Zusammenhang der Kooperation mit Verfolgungsbehörden und anderen staatlichen Stellen wird deutlich, dass man sich in dem seit Einführung geschaffenen Arbeitsfeld mit der Agenda dieser Akteure auseinandersetzen und sich zu ihnen positionieren muss.

Doch auch für anderweitig antifaschistisch arbeitende Menschen lohnt sich ein Blick in das Buch, da es erhellende Analysen zum Stand und der Geschichte der Bewegung enthält, die über die Feststellung, die Antifa befände sich in der Krise, hinausgehen. Ihren Anspruch, dass

*„die hier zusammengestellten Beiträge[] eine neue Diskussion über den Kampf gegen zum Teil terroristischen Neonazismus, völkischen Nationalismus, Rechtspopulismus und andere, im Alltagsdiskurs verankerte Ideologien der Ungleichwertigkeit sowie über die Rolle des Staates und seiner Agent\_innen, etwa den ‚Verfassungsschutz‘ genannten Inlandsgeheimdiensten anregen“ (S. 14)*

sollen, ist in jedem Fall erfüllt.

## **Zusätzlich verwendete Literatur**

Liebscher, Doris / Schmidt, Christian (2007): Grenzen lokaler Demokratie. Zivilgesellschaftliche Strukturen gegen Nazis im ländlichen Raum. Herausgegeben von der Bundestagsfraktion Bündnis 90/Die Grünen. Online [hier](#).

Friedrich Burschel, Uwe Schubert, Gerd Wiegel (Hg.) 2013:  
Der Sommer ist vorbei... Vom «Aufstand der Anständigen» zur «Extremismusklausel»: Beiträge zu 13 Jahren «Bundesprogramme gegen rechts».  
Edition Assemblage, Münster.  
ISBN: 978-3-942885-61-4.  
152 Seiten. 16,00 Euro.

**Zitathinweis:** Ina Pallinger: Die Hand beißen, die einen füttert... Erschienen in: Marxistischer Feminismus. 34/ 2015. URL: <https://kritisch-lesen.de/c/1246>. Abgerufen am: 02. 01. 2019 15:12.



# Jenseits von Leninismus und Wertkritik



## Karl Reitter

Von der 68er-Bewegung zum Pyrrhussieg des Neoliberalismus  
Sozialphilosophische Aufsätze zu 1968, Fordismus, Postfordismus  
und zum bedingungslosen Grundeinkommen

*Karl Reitters Beiträge zu einer revolutionär-marxistischen Theorie des  
postfordistischen Kapitalismus.*

Rezensiert von [Martin Birkner](#)

Gleich vorab: Eine objektive und distanzierte Besprechung des Bandes von Karl Reitter kann hier nicht geleistet werden. Zu viel verbindet mich mit dem Autor: zunächst, Ende der 1990er Jahre, als sein Student an der Universität Wien, dann als Mitbegründer und Redakteur der Zeitschrift *grundrisse* (die Urfassungen der meisten im Band versammelten Texte sind in den *grundrissen* erschienen), als Genosse und nicht zuletzt als Freund. Schlechte Vorzeichen also für eine ausgewogene Berichterstattung. Was ich dennoch versprechen kann, ist eine Annäherung an die Gedankengänge Reiters aus der Perspektive eines Weggenossen, der ihn als wichtigen marxistischen Denker schätzt, jedoch gleichzeitig einigen Aspekten seines Denkens durchaus kritisch gegenüber steht. Meine Kritik versteht sich jedoch nicht als Selbstzweck, sondern vor dem Hintergrund der Gewissheit, dass wir im Grunde für dieselbe Sache streiten: den Kommunismus.

Das Buch versammelt vier Aufsätze, deren Urversionen Reitter in den vergangenen 15 Jahren verfasst hat, die aber für die vorliegende Edition zum Teil grundlegende Überarbeitungen beziehungsweise Erweiterungen erfahren haben. Der Bogen, den der Autor dabei schlägt, wird im Titel des Sammelbandes deutlich: eben von der 1968er-Bewegung bis zur vermeintlichen Hegemonie eines neoliberalen „freien Marktes“, dessen Freiheitsbegriff im Wesentlichen auf die berühmten 1% der Herrschenden beschränkt ist. Aber auch die Überschreitung kapitalistischer wie auch staatlicher Vergesellschaftungsmodi ist eine, wenn nicht die bestimmende Thematik des Buches. Die versammelten Texte analysieren also die Entwicklung der kapitalistischen Gesellschaft der letzten 40 Jahre und die damit verbundenen Kämpfe, politischen Konzepte, Aufbrüche, aber auch Sackgassen. Methodisch argumentiert Reitter dabei eindeutig auf marxistischem Boden. Marxistisch im Sinne der Zentralität von Klassenverhältnissen, die seinen analytischen Zugriff sowohl von der Wertkritik als auch von der sogenannten „Neuen Marx-Lektüre“ klar unterscheidet. Seine Texte sind als politisch-theoretische Interventionen zu verstehen und nicht als akademische „kritische Wissenschaft“. Andererseits trennen ihn aber auch Welten von der hermetischen Welt der marxistisch-leninistischen Dogmatik, was nicht zuletzt in der knappen, aber überaus pointierten Kritik des Leninismus im letzten Kapitel nachzulesen ist. Auch wenn Reitter die Althussersche Variante des Marxismus nicht als brauchbar einschätzt, das von Althusser geprägte geflügelte Wort vom „Klassenkampf in der Theorie“ trifft auf das Reitersche Oeuvre in jedem Fall zu.

## Von der Revolte der 68er...

Der oben erwähnte thematische Bogen beginnt bei der titelgebenden 68er-Bewegung. Ursprünglich publiziert als zweiteiliger Artikel in den *grundrissen*, zeigt er sehr gut die Gleichzeitigkeit von Affirmation und kritischer Darstellung, die für Reiters Werk typisch ist (und die uns auch im letzten Text wieder begegnen wird, aber dazu später). Reitter ist mit Haut und Haar 68er. Die Quintessenz der sozialen Sprengkraft und langanhaltenden Wirkung dieser

Bewegung beschreibt er als Gleichzeitig- und Gleichwertigkeit von politischem Aufbegehren und (sub-)kultureller Revolte. Erst wenn, in den Jahren danach, eines der beiden Elemente über das jeweils andere obsiegt, war das revolutionäre Potenzial der Bewegung verpufft. Kulturelle Avantgarde ohne revolutionär-politischen Anspruch taugte ebenso wenig für das Weitertreiben der sozialen Revolte wie die völlige Vernachlässigung der kulturellen Aspekte sowie jener der Revolutionierung des Alltags in Theorie und Praxis der K-Gruppen der 1970er Jahre.

Kritisch ist anzumerken, dass Reitter sich auf europäische Beispiele von 68 beschränkt (Frankreich, Deutschland, Italien), und so die „originär-antiimperialistische“ Seite der Aufstände dieser Zeit nur aus der westlichen Perspektive miteinbezieht. Außerdem kommt die zweite, autonome Frauenbewegung nur am Rande vor, was deren Bedeutung – und vor allem der vernachlässigten Bedeutung der Geschlechterfrage in der 68er-Bewegung selbst – nicht gerecht wird. Zu den Stärken aber gehört Reiters Einbeziehen von in vielen Analysen dieser Zeit sträflich vernachlässigten Aspekten wie Reisen oder Drogenkonsum. Die Verschmelzung von alltagskulturellen und weltpolitischen Elementen brachte jene Sprengkraft hervor, die einerseits dem „Establishment“ das Fürchten lehrte, und andererseits völlig neue Erfahrungshorizonte für die an der Bewegung Beteiligten eröffnete; dabei verschweigt Reitter keineswegs die Unterschiede der von ihm skizzierten Bewegungen, von der unterschiedlichen Beteiligung der LohnarbeiterInnen bis zur deutlich massiveren, medial gesteuerten staatlichen Repression in Deutschland im Gegensatz zu beispielsweise Frankreich. Dem Titel des Buches entsprechend, markiert die 68er-Bewegung für den Autor das Ende des fordistischen Vergesellschaftungsmodus, in dem qua Beteiligung der ArbeiterInnen am Massenkonsum standardisiert produzierter Waren (allen voran Küchengeräte, Autos, Fernseher) diese von potenziell rebellischen ArbeiterInnen zu brav konsumierenden BürgerInnen gemacht werden sollten. Nicht zuletzt deshalb richtete sich die Revolte auch gegen die „Konsumgesellschaft“ und setzte – zunächst nicht unerfolgreich – auf die Verweigerung von Konsum und Lohnarbeit.

Der zweite Beitrag ist theoretischer gelagert. Er setzt sich mit der Theorie des fast vergessenen Soziologen Alfred Sohn-Rethel auseinander, insbesondere mit dessen Denken der warenförmigen Vergesellschaftung. Reitter stellt die Kernelemente der Sohn-Rethelschen Theorie präzise dar, zeigt aber auch ihre problematische Seite, nämlich die Ableitung grundlegender Modi menschlicher Sozialität aus dem Warentausch. Mit dieser Priorisierung der Zirkulationssphäre vor jener der Produktion legt, so Reitter, Sohn-Rethel einen Grundstein jener Theorie, die als Wertkritik bekannt ist. Karl Reitter beschreibt diesen Ansatz in einem anderen, gemeinsam mit Gerhard Hanloser verfassten Buch als „Zirkulationsmarxismus“ und kritisiert ihn scharf, da er den zentralen Widerspruch zwischen Arbeit und Kapital zu einem Binnenproblem des Kapitalismus degradiert. Demgegenüber stellt Reitter die konstitutive Rolle des Klassenwiderspruchs für die kapitalistische Produktionsweise heraus, zeigt aber auch, wie entlang dieser Frage der Kapitalismus überwunden werden kann.

## **...zum Neoliberalismus**

Der dritte Beitrag ist nicht zufällig der längste der Beiträge, und es ist auch kein Zufall, dass er sich in der Mitte des Bandes befindet. In „Vom Fordismus zum Postfordismus/Neoliberalismus“ theoretisiert Karl Reitter jene Transformation, in deren Zuge sich aus dem oben skizzierten fordistischen Kapitalismus jene Form der Vergesellschaftung entwickelte, der wir uns heute gegenüber sehen: Es geht um die Subjektivierung der Arbeit, um Prekarisierung und Flexibilisierung, um das Aufbrechen starrer sozialer Identitäten und die Aneignung seiner Freiheitsmomente durch den postmodernen Kapitalismus, also jenen Prozess, den Paolo Virno – ein Autor, dem auch Reitter seine Referenz erweist – als „Konterrevolution des Kapitals“ bezeichnet. Der Beitrag versammelt sowohl die Stärken als auch die Schwächen von Reiters Theorie.

Zum einen zeichnet er ein plastisches Bild vom Übergang vom Fordismus zum Postfordismus, von

der normierten (Fabrik-)Gesellschaft, gegen die die 68erInnen rebellierten, hin zur neoliberalen Ich-AG als ideologischem Leitbild. Im Zentrum seiner Erklärung des Überganges steht die sinkende Profitrate. Sie zwang das Kapital zu einschneidenden Maßnahmen, da dieses Sinken nur bedingt durch Wirtschaftswachstum kompensiert werden konnte. Die Maßnahmen, zu denen das Kapital griff, sind bekannt: Dezentralisierung der Produktion, Outsourcing, Verlagerung der Produktion in sogenannte „Billiglohnländer“ bei gleichzeitiger Verlängerung der Arbeitszeiten et cetera.

Doch Reitter kann und will sich nicht entscheiden, welche Triebkräfte in diesem Prozess entscheidend sind: Die Kämpfe der ArbeiterInnen oder die Strategien des Kapitals:

*„Diese Phasen können als Antwort auf Widerständigkeiten der Subjekte, aber auch als expansive und vorwärtsgewandte Strategien des Kapitals begriffen werden, sich Zugriff auf die Arbeitskraft zu sichern. Ich sehe keinen Grund, eine bestimmte Sichtweise zu favorisieren“ (S. 63).*

Diesen Grund aber gibt es allemal, und implizit folgt Reitter ja auch dem epistemologischen Vorrang der Klassenkämpfe, denn genau jene waren es ja, die in den 1960er-Jahren enorme Lohnerhöhungen durchsetzten und somit die Profitabilität des Kapitals gefährdeten. Neben dem politischen Kampfinstrument der Inflation setzte das Kapital auf die von Reitter genannten Strategien. Diese waren nicht zuletzt auch deshalb erfolgreich, weil wichtige Forderungen der 68er-Bewegung aufgenommen und von den Herrschenden für ihre Zwecke in Stellung gebracht werden konnten: Autonomie, Flexibilisierung oder das Ende starrer und unveränderlicher Hierarchien in Betrieb und Gesellschaft wurden im Zuge der Konterrevolution des Kapitals von emanzipativen Forderungen in neoliberale Herrschaftsinstrumente verwandelt. Dennoch sind die Widerständigkeit und das befreiende Potenzial des ArbeiterInnenwiderstandes nicht verlustig gegangen, wie Reitters pessimistisches Fazit nahelegt. Es scheint, als ob seine Treue zur 68er-Bewegung es nachgerade verbietet, die Rekuperation (Die SituationistInnen verstanden unter Rekuperation die Aufnahme und Umwendung revolutionärer Konzepte und Ideen durch die Herrschenden, um ihre Herrschaft zu perfektionieren beziehungsweise an neue Gegebenheiten anzupassen) ihrer Forderungen und Artikulationsweisen zu denken. Dies ist insofern schade, als er sich tendenziell einen theoretischen Zugriff auf soziale Verhältnisse verbaut, die die Möglichkeit der Befreiung aus den gegenwärtig gegebenen Formen kapitalistischer Vergesellschaftung herausentwickelt.

Deutlich wird dies im eher polemisch gehaltenen Exkurs zur Frage, ob das Wertgesetz gegenwärtig noch Gültigkeit beanspruchen dürfe. In einer orthodox-marxistischen Kehre verweist Reitter sämtliche Ansätze der Kritik an der Marxschen Wertlehre ins Reich der Legenden. Plötzlich werden schwere empiristische Geschütze aufgeföhren; die theoretische Arbeit, die beispielsweise Toni Negri anhand des Marxschen Begriffs der Tendenz geleistet hat, um untergründige, eben nicht empirisch unmittelbar auffindbare Veränderungsprozesse aufzuspüren, wird – im Gegensatz zu einigen älteren Aufsätzen von Reitter – mit keinem Wort gewürdigt. Da ist es auch kein Wunder, dass die gegenwärtigen Debatten um Commons – und damit verbunden um Strategien gegen die Ökonomie der Enteignung – keinen wichtigen Stellenwert bei Reitter einnehmen. Zu wichtig ist ihm hier offensichtlich die Verteidigung der Marxschen Wert- und Ausbeutungstheorie. Politisch führt dies – leider – zu einer „defensistischen“ Haltung, die strategisch die gegenwärtigen Möglichkeiten der Befreiung unter- und die Notwendigkeit von Verteidigungskämpfen überbewertet. Angesichts der österreichischen Situation ist dies wiederum eine nicht restlos unbegründete Haltung ... Doch die Wolken lösen sich rasch auf, wenn sich im abschließenden Text Karl Reitter seinem politischen Lieblingsthema widmet, dem Bedingungslosen Grundeinkommen (BGE).

## **Wolkenloses Grundeinkommen**

Sein Beitrag dazu ist jedoch mehr als die Apologie einer Forderung: Reitter versucht, im Anschluss an Marxens „Kritik des Gothaer Programms“, dessen Eintreten für eine Ökonomie des

„Stundenzettels“ zu verteidigen und mit der Idee des Grundeinkommens zu verbinden beziehungsweise zu analogisieren. Mit diesem Schachzug gelingt ihm beides: sowohl den marxistisch inspirierten KritikerInnen des BGE einen Spiegel vorzuhalten als auch jene Frage zu fokussieren, die in vielen Theoretisierungen des BGE außen vor bleibt, nämlich jene nach der Rolle der Arbeit und Arbeitsteilung in der Gesellschaft. Reitter versteht dabei das Grundeinkommen als Übergangsforderung, die im Rahmen der existierenden Rechtsnormen umgesetzt werden könnte, und dennoch grundlegend über die kapitalistische Form hinausweist, nicht zuletzt, da der Zwang zum Verkauf beziehungsweise der eigenen Arbeitskraft für die ArbeiterInnen substanziell in Frage gestellt wird.

Da dieser Zwang für Reitter im Zentrum des Kapitalverhältnisses steht, bietet seine Aufhebung auch einen brauchbaren Hebel für die Überwindung kapitalistischer Herrschaft. So erschwerend für den Lesefluss manch kritische Abschweifungen im vorigen Text waren, so wohltuend ergänzen sie hier den Argumentationsgang, wenn beispielsweise – wie oben bereits angedeutet – die Eckpunkte postkapitalistischer Ökonomie als absolut unvereinbar mit den (neo-)leninistischen Vorstellung von befreiter Arbeit dargestellt werden. Hier wie für den gesamten Band gilt: ein marxistischer Abgesang auf Leninismus und Sozialdemokratie, und dennoch – oder vielmehr gerade deshalb – ein grundlegend revolutionäres Buch.

Karl Reitter 2014:

Von der 68er-Bewegung zum Pyrrhussieg des Neoliberalismus. Sozialphilosophische Aufsätze zu 1968, Fordismus, Postfordismus und zum bedingungslosen Grundeinkommen.

Wiener Verlag für Sozialforschung, Bremen.

ISBN: 9783944690209.

124 Seiten. 19,90 Euro.

**Zitathinweis:** Martin Birkner: Jenseits von Leninismus und Wertkritik. Erschienen in: Marxistischer Feminismus. 34/ 2015. URL: <https://kritisch-lesen.de/c/1245>. Abgerufen am: 02. 01. 2019 15:12.

# Schwierige Verortungen



**Thomas Gesterkamp**

Jenseits von Feminismus und Antifeminismus  
Plädoyer für eine eigenständige Männerpolitik

*Thomas Gesterkamp plädiert dafür, den Abbau männlicher Leid- und Opfererfahrungen in den Fokus von Männerpolitik zu rücken, um auch Männer für Gleichstellung zu interessieren. Doch ist seine gleichzeitige Abgrenzung von Feminismus wie von Antifeminismus hierzu nicht zielführend.*

Rezensiert von [Robert Claus](#)

Männlichkeitspolitiken standen in den vergangenen Jahren oftmals unter keinem fortschrittlichen Licht. Dies lag einerseits an völlig undifferenzierten und feminismusverhöhrenden Artikeln in den bundesdeutschen Leitmedien, die Gender Mainstreaming unter den Generalverdacht des Männerhasses stellten. Andererseits war dies einer kleinen Gruppe lauthals tönender ‚Männerrechtler‘ geschuldet, die vor allem digital gegen jegliche feministische Aktivitäten mobil zu machen versuchte. Beide zusammen hinterließen den obskuren Eindruck, Politiken für Männer und zum Thema Männlichkeiten seien nur in knallharter Frontstellung zu emanzipatorischen Anliegen wie auch frauenpolitischen Forderungen zu haben. So verfiel die Debatte in eine intensive Polarisierung zwischen Feminismus und Antifeminismus. Zwischentöne feminismusaffiner oder profeministischer Männer fanden kaum Gehör.

Gleichzeitig etablierte sich hinter diesen emotional aufgeladenen, völlig unsachlichen und skandalisierungsträchtigen Debatten in den vergangenen vier Jahren eine Landschaft von Organisationen, die moderate und bisweilen männlichkeitskritische Töne anschlägt. Ihre Spuren reichen bis in die Zeit ‚bewegter Männer‘ in den 1980ern, in der eine Vielzahl autonomer Männer(reflexions)gruppen sowie entsprechende Publikationen entstanden. Später stießen eher bürgerliche Organisationen hinzu, auch die großen Kirchen entdeckten die Männerarbeit beziehungsweise Männerseelsorge für sich. Letztlich kam die Debatte auch in staatlichen Strukturen an: Im Bundesforum Männer – Interessenverband für Jungen, Männer und Väter haben sich 2010 eine Reihe von Organisationen zusammengeschlossen, die vom kirchlichen bis hin zum dekonstruktivistischen Spektrum reichen. Dies stellte ein Novum in der bundesdeutschen Politik dar, ist das Forum doch komplementär zu den existenten, organisationsübergreifenden, frauenpolitischen Arbeitskreisen konzipiert und soll Männerpolitik vermehrt in den Fokus der geschlechterpolitischen Debatte rücken. Zugleich wurde im Bundesministerium für Familie, Senioren, Frauen und Jugend das Referat 408 Gleichstellungspolitik für Jungen und Männer eingerichtet.

Beide haben bis dato politisch nicht viel Aufsehen erregen können. Vor allem das Bundesforum sucht seit seiner Gründung nach politischen Konturen. Themen wie Diversität der Geschlechteridentitäten und das Verhältnis zu feministischen Positionen stehen hierbei wiederholt im Mittelpunkt der Diskussionen. Thomas Gesterkamp hat nun im Rahmen der Essentials-Reihe des Verlages Springer-VS einen Beitrag zu dieser Diskussion vorgelegt. Dabei ist eine kompakte Schrift entstanden, die anhand 14 kurzer, thematischer Statements durch die verschiedenen Argumentationen führt. Der Überblick beginnt mit der Geschichte der zweiten Frauenbewegung und ihres anfänglich starren Ausschlusses von Männern, nimmt sich des Verhältnisses von Männern zu Geschlechterpolitiken an und beleuchtet Deutungskämpfe zwischen konservativen Männerrechtlern einerseits sowie progressiven Akteuren andererseits. Es ist ein Plädoyer für eine

streitfreudige Debatte.

## **Persönlich & Historisch, Parteilich & Streitbar**

So widmet Gesterkamp die ersten Kapitel den 1970er und 1980er Jahren aus männerbewegter Perspektive. Von feministischen Kritiken verunsichert, begaben sich Männer in die Debatte um eigene Rollenvorstellungen, gründeten Diskussionskreise und nahmen sich alsbald der Reihe „rororo mann“ des Rowohlt Verlages an, der seinerzeit mehrere richtungsweisende Bücher herausgab. Manche trugen seltsame Titel, an etwa „Der Untergang des Mannes“, erinnert Gesterkamp nicht ohne Schmunzeln. Eine Debatte war in Gang gebracht worden, die Männer dazu bewegte, sich antisexistisch engagieren zu wollen. Doch zugleich, so Gesterkamp weiter, traf dies lange Zeit auch von Seiten der Frauenbewegung aus nicht auf fruchtbaren Boden. Männer galten anfangs als „bestenfalls tolerierte Mitläufer“ (S. 4), erinnert er sich. Doch sollte sich dies alsbald ändern: „Die paradoxe Konstellation zwischen Frauenbewegungen und emanzipativen Männern lockerte sich ab Mitte der 1980er Jahre auf“ (S. 7) zitiert Gesterkamp die Soziologin Ilse Lenz und hebt hervor, dass eine gemeinsame emanzipatorische Perspektive sowohl aus ihrer als auch seiner Sicht mehr Zukunft habe. Doch sei diese nur vorstellbar, wenn Männern nicht mit Vorwürfen und Beleidigungen begegnet würde, knüpft Gesterkamp an und scheint damit Erfahrungen seiner persönlichen Geschichte weiter zu rekapitulieren. Womit das Buch zu kippen droht. Denn, was zu dessen Beginn als Stärke wirkt, offenbart zunehmend auch seine größte Schwäche: So wichtig es ist, persönliche Entscheidungen als subjektive Handlungsmacht ernst zu nehmen, so kurz gegriffen ist die Reduzierung des Themas auf persönliche Anekdoten und individuelle Wahrnehmungen. Gesterkamp: „Die männliche Hauptnährerrolle“ mit all ihren Nachteilen, wie berufsbedingten Krankheiten, sei „keine perfide Geheimverschwörung männlicher Workaholics, sondern ein gemeinsam getroffenes Arrangement zwischen Männern und Frauen“ (ebd.). Derlei Aussagen fehlt ein Verständnis von Geschlecht als kapitalistischer Struktur und hegemonialer Männlichkeit als Herrschaftsprinzip. Die Diskussion um Geschlecht verliert dabei ihre gesellschaftspolitische und machtkritische Dimension.

Dementsprechend ins Leere läuft der Vorwurf, „die Haltung der Frauenbewegung, die ‚Männer in Bewegung‘ abzuwerten“, habe Reaktionen provoziert und „möglicherweise auch zum Auftauchen und Erstarken antifeministischer Männerrechtler beigetragen“ (S. 17). Viel zu wenig richtet Gesterkamp seinen Blick auf männliche Privilegien und Macht, sei es im ökonomischen, politischen oder auch privaten sexuellen Bereich: Macht, die im Ausschluss oder der Ausbeutung von Frauen und untergeordneten Männlichkeiten mündet. Folglich sind Männerrechtler auch keine missverstandenen Rollenmodernisierer. Vielmehr handelt es sich bei ihnen vorrangig um Männer, die Infragestellung mit Diskriminierung, Kritik mit Marginalisierung verwechseln und komplexe gesellschaftliche Entwicklungen plump der Sündenböckin Feminismus in die Schuhe zu schieben bemüht sind.

Dennoch wäre es falsch, Gesterkamp in die Nähe des antifeministischen Lagers zu rücken. Denn er grenzt sich deutlich von dessen Biologismen und nationalkonservativen bis völkischen Wurzeln ab. Ferner betont er die Heterogenität der ‚männerbewegten Szene‘: „Progressive und rückwärtsgewandte Strömungen existieren (...) von jeher nebeneinander. Auseinandersetzungen über traditionelle und moderne Selbstverständnisse hat es immer wieder gegeben“ (S. 21). Sie stellen einen zentralen Bestandteil einer wichtigen, auch von Männern geführten, geschlechterpolitischen Diskussionskultur dar.

## **Falsche Abgrenzung**

Letztlich ist das Buch von ‚mixed messages‘ durchzogen. Stets schwankt Gesterkamp zwischen stereotypen Anfeindungen und progressiven Ideen. Denn einerseits fordert er stark pauschalisierend, „zwischen Männern und Frauen das gängige Täter-Opfer-Schema zu überwinden“ (S. 24), andererseits zielt er darauf ab, mit einer genderdialogischen Perspektive „den

konfrontativen Männerrechtlern den Wind aus den Segeln zu nehmen“ (S. 25). Es bleibt widersprüchlich und zugleich symptomatisch für die Suchbewegung nach einer Programmatik im Schatten gängiger Polarisierungen.

Doch mehr Konsequenz in der kritischen Haltung hätte dem Anliegen geholfen. Denn auch Gesterkamp verfängt sich leider in grobschlächtigen Lesarten: Im Grunde stellt er den Feminismus der 1980er Jahre (und seine Verirrungen) dem heutzutage höchst aktuellen Antifeminismus gegenüber. Und vergisst dabei größtenteils zu schildern, welche Entwicklungen die feministische Debatte seither genommen hat, welche Errungenschaften den Frauenbewegungen zu verdanken sind. So lässt sich festhalten, dass die zu großen Teilen vollzogene Abschaffung gesetzlicher Diskriminierungen gegen Frauen, die kritische Hinterfragung von angeblich ‚natürlichen‘ Geschlechterrollen und die Flexibilisierung sowohl von Identitäten als auch Familienkonzepten durchaus feministischen Ideen zugute zu schreiben sind. Für viele – auch für Männer – gehen mit ihnen persönliche Entfaltungsfreiheiten und mehr Geschlechtergerechtigkeit einher.

Dabei bleibt der Versuch, Männlichkeitspolitiken zu entwerfen, die zugleich selbstkritisch und selbstbewusst auftreten, die Geschlechterrollen zu hinterfragen, Machtverhältnisse wie auch Diskriminierungen zu thematisieren und die Subjekte darin mitzunehmen vermögen, äußerst notwendig. An der Debatte wird in den kommenden Jahren kaum jemand vorbei kommen. Dennoch ist die implizite Gleichsetzung von Feminismus und Antifeminismus im Sinne einer geschlechterpolitischen Extremismustheorie kaum zielführend. Und nicht nur Gesterkamp vertritt diese These, auch vom Bundesforum Männer waren zuletzt ähnliche Töne eines ‚dritten Weges‘ zu vernehmen.

So muss eine emanzipationsorientierte Politik der Männlichkeiten nicht eins zu eins eine feministische Perspektive übernehmen. Und doch muss sie Männer für Antidiskriminierung, Machtabbau und Gleichstellung interessieren. Konstruktive Auseinandersetzungen mit feministischen Konzepten können gut und gerne aus pro-feministischer Perspektive geführt werden. Hierfür kann sie aus der feministischen Geschichte einiges lernen. Aus antifeministischen Reflexen hingegen nichts.

Thomas Gesterkamp 2014:

Jenseits von Feminismus und Antifeminismus. Plädoyer für eine eigenständige Männerpolitik.

Springer VS, Wiesbaden.

ISBN: 978-3-658-04362-9.

30 Seiten. 6,99 Euro.

**Zitathinweis:** Robert Claus: Schwierige Verortungen. Erschienen in: Marxistischer Feminismus.

34/ 2015. URL: <https://kritisch-lesen.de/c/1257>. Abgerufen am: 02. 01. 2019 15:12.

# Notizen aus der Redaktion

## Ich räume auf!

*Else Lasker-Schüler: Ich räume auf! Meine Anklage gegen meine Verleger [1925]. In: dies.: Der Prinz von Theben und andere Prosa. München: dtv, 1986, S. 303–351.*

„Man muss die Buchschieber mal unter sich beobachten; Die Börse ist ein Kasperletheater dagegen“, schreibt die jüdisch-deutsche Autorin Else Lasker-Schüler 1925 in ihrem Essay ‚Ich räume auf! Buchschieber, das sind die Verleger, denen die „Dichterlieferanten“ ohnmächtig ausgeliefert sind. Das Verlagswesen: „Bordell eines Seelenverkäufers“. Else Lasker-Schülers wütende Streitschrift über die Ausbeutungsmechanismen des Literaturbetriebs ist heute ebenso überholt wie brandaktuell. Knapp 90 Jahre später sind es nicht nur die Schriftsteller\_innen, sondern auch die (zumeist kleinen) Verleger selbst, die zu „Lieferanten“ geworden sind und gegen „Buchschieber“ wie Amazon um ihre Existenz kämpfen – samt dem kompletten Einzelhandel. Tatsächlich kommt bei der Lektüre der Polemik gegen den „verdammungswürdigen Buchhandel“ ein beklemmendes Gefühl auf: Es geht um den Wert und die Wertschätzung von Literatur, und um die Arbeit von Einzelpersonen – von der Sekretärin bis zum Lektor –, die dahinter steht. Letztlich aber geht es um den Stellenwert von Kultur, und die macht sich nur selten ‚bezahlt‘.

Viele der Thesen Lasker-Schülers (etwa die gottähnliche Schöpferkraft der Dichter\_innen) sind angreifbar; ihre Ideen vom ‚heiligen Tempel der Kunst‘ mithin utopisch. Und doch lohnt es, kurz zu innezuhalten, wenn sie in pathetisch-alttestamentarischem Zorn wettet: „Donnerwetter, die Sintflut über sie!“ Fragt sich heute nur: über wen? ([S. B.](#))

## Anton Reiser

*Karl Philipp Moritz: Anton Reiser [1785ff.]. In: ders.: Werke. Bd. 1. Anton Reiser. Dichtungen und Schriften zur Erfahrungsseelenkunde. Text und Kommentar. Hrsg. v. Heide Hollmer und Albert Meier. Frankfurt/M.: Deutscher Klassiker Verlag, 2006, 1365 S., 18 Eur.*

Zivilisations skeptiker, Psychologe und Vordenker der Weimarer Klassik: Karl Philipp Moritz ist einer der vielleicht widersprüchlichsten Autoren des ausgehenden 18. Jahrhunderts. Paradox sind auch die Begriffe, mit denen sein „Anton Reiser“ (1785ff.) in der Literaturwissenschaft verschlagwortet wird: Von Autobiografie über Anti-Autobiografie bis hin zu Armutsliteratur und Anti-Bildungsroman reicht das Spektrum.

Der als ‚psychologischer Roman‘ untertitelte Text ist die quälend detaillierte Darstellung einer an Auszehrung, Misshandlung, puritanisch-asketischer Frömmerei und gesellschaftlichem Ausschluss gescheiterten Individuation. Er ist außerdem eine exemplarische Geschichte „der durch bürgerliche Verhältnisse unterdrückten Menschheit“ (S. 400) und ein anschauliches Dokument über die Widersprüche, die die Geschichte des deutschen Bürgertums bereits in ihren Anfängen prägten.

Durch seinen hartherzigen Vater, einen pietistischen Fanatiker, zur „gänzlichen Ertötung aller sogenannten Eigenheit und Eigenliebe“ (S. 88) erzogen, wird Anton auch auf seinem weiteren Lebensweg jede Möglichkeit genommen, selbstbewusst und selbstbestimmt zu leben: Die Lehre beim kleinbürgerlichen Hutmacher L. entpuppt sich als quasi-absolutistisches, intrigantes System, in dem die „Untergebenen“ (S. 139) um die Gunst des „Gebieters“ (S. 168) buhlen. In seiner Schulzeit ist Anton von den Wohltaten diverser Gönner abhängig, was ihn nicht nur mit der buchstäblichen ‚Verwaltung‘ seiner Existenz konfrontiert, sondern ihm auch den Spott seiner Mitschüler einbringt.



„Anton Reiser“, der seinem Namen zum Trotz nie so recht von der Stelle kommt und nirgendwo ‚zu Hause‘ ist, ist eine bittere, mitunter regelrecht befremdliche und frustrierende Lektüre. Das liegt vor allem am konsequenten Verzicht auf jegliches Konzept von Mitleid oder Einfühlung. Statt einer Ich-Perspektive ist es ein nüchterner, allwissender Erzähler, der Antons Leiden kühl aus der Vogelperspektive diagnostiziert. Bis zuletzt werden keine Lösungen aufgezeigt; der Roman bleibt unversöhnliches Fragment. Er lädt gerade deshalb auch heute noch zum Wiederlesen und Weiterdenken ein. ([S. B.](#))

## Schweinesystem

*Christine Koschmieder: Schweinesystem. Blumenbar 2014. 320 Seiten, 20 Euro*

Elisabeth ist Oberstudienrätin und langweilt sich mit ihrem champagnerlinken und daher aus Prinzip (und aus der Distanz) mit der RAF liebäugelndem Lehrer-Ehemann in der verspießten westdeutschen Provinz. Shirley mit der Angela-Davis-Frisur arbeitet in einem Massenschlachtbetrieb in Iowa und lässt sich von ihrem Freund quälen, bis sie beim Vertrieb von Mary-Kay-Kosmetik (Schneeballsystem!) zur Beauty-Beraterin aufsteigt – und auf eigenen Beinen steht. Oder nur zu stehen glaubt? „Schweinesystem“ lautet der Titel des Debütromans von Christine Koschmieder, und man kann ihn wörtlich verstehen – auf verschiedenen Ebenen. Es geht um ‚Ausschlachtung‘ und Ausbeutung, um verquaste pseudo-linke Ideologismen; nicht zuletzt auch um eine Kritik am ‚Terror‘ kapitalistischer Verwertungssysteme. Verortet wird die Doppelgeschichte der Protagonistinnen, die beide ins Visier der Geheimdienste geraten, im Kontext der 1970er und 1980er Jahre, genauer: der Anti-Rassismus-Bewegung in den USA und der Debatte um die RAF in Deutschland. Überambitioniert? Vielleicht ein bisschen. Lesenswert: Auf jeden Fall! ([S. B.](#))

## Dämmermännerung

*Barbara Kirchner: Dämmermännerung. Neuer Antifeminismus, alte Leier. Konkret 2014. 93 Seiten, 12 Euro*

Auf 93 Seiten betrachtet die Professorin für Theoretische Chemie eine Reihe an ärgerlichen Personen samt ihrer Argumente: von übermotivierten Sozialforscherinnen, die mittels sinnfreier Studien Karrieretipps wie ‚weibliche Enthaltbarkeit in jungen Jahren‘ generieren bis hin zur ‚exemplarischen Exegese eines Edelsexisten‘ (S. 71), dessen Beispielcharakter die Erwähnung seines Namens hier unnötig macht. Dass Kirchner in ihrem Essay eine breite Gegnerbestimmung vornimmt, also nicht nur gegen diejenigen polemisiert, die offensichtlich auf eine Verschlimmerung der gegenwärtigen Verhältnisse aus sind, sondern auch gegen die wissentlichen und unwissentlichen Apologeten und Apologetinnen des Status Quo, unterscheidet ihre Analyse von vielen existierenden Publikationen zum Thema, die vor allem Verbindungen in die extreme Rechte fokussieren. Ihre Versammlung von Beobachtungen, Studien, Vergleichen und marxistischen Schlaglichtern geht über eine Dekonstruktion von ‚Binsenweisheiten‘ und damit über einen höflichen Antisexismus hinaus, weil sie auch danach fragt, in welchem Verhältnis die aktuelle Version des keineswegs neuen Antifeminismus zum neoliberalen Kapitalismus sowie zu Entwicklungen in der radikalen Linken steht. In ihren Mut zum produktiven Eklektizismus hätte sich der Blick auf eine neue antifeministische Subszene gut eingefügt. Deren Anhänger nennen sich ‚Pick-Up-Artists‘, wähen sich machtlos und formieren sich in einer Art Parallelstruktur zu den tatsächlich mächtigen Männerbünden, um Manipulation und Herabsetzung möglicher ihnen zugeneigter Frauen zu erlernen. Hätten diese Künstler Kirchners Essay gelesen, könnten sie sich damit trösten, dass alle, die auf die männlichen winners neidisch sind, wenigstens ebenfalls mit einem ‚schweren Dachschaden‘ gesegnet sind. ([H. S.](#))

## Wir klagen an

*Retzlaff/Degener/Hebisch/Beckmann/Wellstein/Hilzinger (Hg.): Wir klagen an... Tribunal gegen*

Viele kennen und brauchen sie. Die Pille danach gibt es jetzt ohne Rezept, damit schließt sich die BRD der fortschrittlichen Praxis der Türkei an. Wie damals, als der Abtreibungs-Paragraph 218 ja quasi abgeschafft wurde, geht es nun weiter steil bergauf. Da fiel mir ein Buch in die Hände, das jemand mal achtlos auf die Straße geworfen hatte, das dokumentiert, wie Menschen Zugeständnisse auf Seiten der herrschenden Politik auch zum Anlass nehmen können, um das Faule am Kompromiss zu suchen. Das taten 1980 über 200 Frauengruppen, -zentren und -organisationen in einem „Tribunal gegen den §218“, um vier Jahre nach der Verabschiedung der erweiterten Indikationsregelung die „schikanöse Abtreibungspraxis“ (S. 11) anzuprangern und das Zusammenwirken von Kirche, Medien, Ärzten, offiziellen Beratungsstellen, Krankenhäusern und Pharmaindustrie zu analysieren – mit dem Ziel, den Paragraphen endlich abzuschaffen. Angeblich fehlende Betten in Krankenhäusern, überteuerte Überweisungen für 300 DM oder gleich die Empfehlung, nach Holland zu fahren (S. 93), die vermehrte Durchführung von Sterilisationen nach Abbrüchen (S. 133), die Zustimmung bei medizinischer und eugenischer Indikation, nicht aber bei sozialer Indikation (drohende Notlage) (S. 155) – hier hatten sich seit 1976 neue frauenfeindliche Mechanismen entwickelt. Die Abtreibung qua Fristenlösung mit Beratungspflicht war seitdem insgesamt ein Jahr lang, zwischen 1992 und 1993, nicht rechtswidrig. Den Zwang zur „Schwangerschaftskonfliktberatung“ gibt es noch heute – ob ein Konflikt vorliegt oder nicht. Legale Zwangsberatung und rechtswidriger Beratungszweck bleiben anscheinend ein Traumpaar deutscher Abtreibungspolitik. ([H. S.](#))

## Kommunismus 2.0

Martin Birkner 2014: *Lob des Kommunismus 2.0*. Mandelbaum Verlag, Wien. 108 Seiten, 10.00 €, ISBN: 978385476-625-4

Seit Monaten blicke ich fast täglich auf ein unauffälliges Icon auf meinem Desktop mit dem wunderschönen Dateinamen „kommunismus“. Es ist das Piktogramm einer angefangenen und nicht fertig gestellten Rezension von Martin Birkners „Lob des Kommunismus 2.0“. Die Textdatei umfasst seit Monaten ziemlich genau drei Stichpunkte – und es werden auch keine mehr hinzukommen, denn ich werde die Rezension nicht mehr fertigstellen. Das liegt freilich nicht an der Qualität des Buches. Es ist durchaus lesenswert: Ein kurzer, kenntnisreich und weitgehend mit leichter Feder verfasster Text, bei dem die Lesenden erfahren, warum das Bestehende Mist ist und nach erfolgreicher Ausmistung eigentlich nur der Kommunismus übrig bleiben sollte. Das alles hätte ich in einer Rezension schreiben können. Ich hätte wahrscheinlich schüchtern kritisiert, dass im Vagen bleibt, wer in welcher Weise eigentlich die Mistgabel betätigen soll. Die eingenommene Perspektive des Klassenkampfes als Motor gesellschaftlicher Veränderung hätte ich selbstverständlich gelobt und nicht nur deswegen das Buch von ganzem Herzen zur Lektüre empfohlen. Hätte, hätte, Fahrradkette. Die Zeiten scheinen nicht günstig für die Textdatei, da hilft auch all der erbauliche optimistische Subtext des Buches nicht. Ein gutes Dutzend weiterer Icons mit weniger schönen Dateinamen liegen auf dem Desktop: „luckepegida“, „leistungsrassismus“, „pegidamist“, „neurechts“, „nationalneoliberalismus“ und „klassenkampfvonrechts“. Ein Dilemma: Gerade jetzt müsste wieder mehr über Kommunismus diskutiert werden. ([S. F.](#))

## Sterben und Leben der grundrisse

Die lieben Genoss\_innen der Wiener *grundrisse* haben beschlossen, ihre Zeitung sterben zu lassen. Das ist schade, immerhin stand die Zeitung für einen der wenigen Versuche, sich aus linkem Sektierertum herauszulösen und Perspektiven für eine wirkliche Bewegung, welche den jetzigen Zustand aufhebt, auszuloten. Zum Jahresende hat die Redaktion nach dreizehn Jahren und 52 Ausgaben ihre Arbeit eingestellt. Geprägt durch die Diskussionen um Hardt/Negris „Empire“ wollten sie die neue Konjunktur der Debatte aufnehmen und weiterführen. Karl Reitter, Teil der Redaktion, fragte sich im September im *Neuen Deutschland*, ob angesichts zugespitzter

Klassenkämpfe „eine liebevolle, gutmütige Zeitschrift, die allen linken Strömungen viel Platz einräumt, in dieser aufgeheizten Lage noch angemessen ist“. Insofern killte das Projekt letztlich vielleicht genau die Offenheit und Pluralität, die die *grundrisse* für viele zu einem außergewöhnlichen Zeitungsprojekt gemacht hatte. Aber: Die *grundrisse* sind tot, es leben die *grundrisse*: Im schönen Amerlinghaus in Wien soll einmal im Monat ein *jour fix* stattfinden und es soll sogar wieder Sommerseminare geben. Nähere Infos zu den post-grundrissen: [Im Blog der post-grundrisse](#). (S. F.)

## Lizenzhinweise

Copyright © 2010 - 2019 kritisch-lesen.de Redaktion - Einige Rechte vorbehalten

Die Inhalte dieser Website bzw. Dokuments stehen unter der [Creative Commons Namensnennung-NichtKommerziell-KeineBearbeitung 3.0 Deutschland Lizenz](#). Über diese Lizenz hinausgehende Erlaubnisse können Sie über unsere [Kontaktseite](#) erhalten.

Sämtliche Bilder sind, soweit nicht anders angegeben, von dieser Lizenzierung ausgeschlossen! Dies betrifft insbesondere die Abbildungen der Bücher und die Ausgabenbilder.